



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

SECHZEHNTER BAND
1980

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES
ORDENSKAPITELS
IN DER AULA
DER UNIVERSITÄT BONN
3. JUNI 1980
REDEN UND GEDENKWORTE

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS

Herr Bundespräsident,
Exzellenzen, Herren Staatssekretäre und Abgeordnete,
Hohe Festversammlung!

Ich eröffne die Jahressitzung des Ordens Pour le mérite für
Wissenschaften und Künste.

Herr Bundespräsident, ich heiße Sie herzlich willkommen.
Wir danken Ihnen, daß Sie als der Protektor des Ordens Ihre
Verbundenheit mit uns durch mehrfache Anwesenheit und
Teilnahme an unseren Diskussionen bezeugen. Durch Sie
sind wir im Sinne von Schutz, Anerkennung, Sichtbarma-
chung mit dem Staat verbunden und damit nicht allein mit
den Bürgern dieses Staates, denn wir leben in einem Land,
das von seiner Einbindung in die Ereignisse in der ganzen
Welt besonders geprägt ist. Und Sie, Herr Bundespräsident,
vertreten deshalb nicht nur nationale Interessen. Der Orden
Pour le mérite für Wissenschaften und Künste andererseits
reicht durch die Verteilung seiner Mitglieder – die Hälfte
sind ausländische Mitglieder – und durch die Einstellung jedes
Wissenschaftlers und Künstlers über die Grenzen hinaus. Wis-
senschaftler und Künstler sind Bürger ihres Landes und Welt-
bürger zugleich.

Ich begrüße die Vertreter der Kirchen, die Angehörigen der ausländischen Missionen, die Herren Abgeordneten des Deutschen Bundestages, Staatssekretäre und Angehörige der Bundesministerien, Mitglieder des Wissenschaftsrates, die Präsidenten von Akademien, wissenschaftlichen Gesellschaften und Institutionen. Ich darf auch meinen Nachfolger bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Herrn Professor Seibold, besonders begrüßen. Ich begrüße Herrn Bürgermeister Endemann als Vertreter des Oberbürgermeisters der Stadt Bonn. Seiner Magnifizenz, dem Rektor der Universität, Professor Krümmel, gebührt Gruß und Dank zugleich dafür, daß wir uns heute wieder wie schon so oft in der Aula der Friedrich-Wilhelms-Universität versammeln können, in einer Hochschule, mit der sich der Orden seit vielen Jahren verbunden fühlt. Das Kapitel heißt die Angehörigen des ASTA und des Studentenparlaments als Vertreter der Studentenschaft ganz besonders willkommen.

Meine verehrten Gäste! Wir sind Ihnen sehr dankbar, daß Sie gekommen sind. Der Orden *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste hat Mitglieder, die selbst Bürger sind und ihre öffentliche Wirksamkeit an vielen Stellen haben. Als Orden treffen wir uns, um voneinander zu lernen und um neue Mitglieder zu wählen. Die Jahresversammlung und damit Sie, meine verehrten Damen und Herren, als Teilnehmer an dieser Jahresversammlung, das ist fast die einzige Gelegenheit, wo der Orden öffentlich sichtbar wird. Deshalb ist die Anerkennung durch Ihre Anwesenheit etwas, was uns davor bewahrt, in Anonymität zu versinken.

Ich begrüße natürlich auch unsere Mitglieder mit ihren Damen und besonders auch die, die aus dem Ausland gekommen sind. ANDREAS ALFÖLDI aus Princeton, ELIAS CANETTI aus Lon-

don, SIR ERNST GOMBRICH aus London, FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK aus London, GEORGE F. KENNAN aus Princeton, SIR HANS KREBS aus Oxford, SIR RONALD SYME aus Oxford und BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN aus Zürich.

Der Orden hat fünf Mitglieder durch den Tod verloren. Frau Elizabeth Ettinghausen, Frau Eva Lynen, Frau Ruth Gerlach, Frau Olda Kokoschka und als Tochter von Herrn Karlgren Frau Ericsson-Köhler sind gekommen, um dabeizusein, wenn wir unsere Toten heute ehren.

Die Gedenkworte werden sprechen ANDREAS ALFÖLDI für BERNHARD KARLGREN, KURT BITTEL für RICHARD ETTINGHAUSEN, SIR HANS ADOLF KREBS für FEODOR LYNEN; für WALTHER GERLACH hat WOLFGANG GENTNER den Nachruf verfaßt und mich gebeten, ihn an seiner Stelle zu verlesen, für OSKAR KOKOSCHKA wird sprechen SIR ERNST GOMBRICH.

Ich darf jetzt als ersten Herrn ALFÖDI bitten.

GEDENKWORTE

BERNHARD KARLGREN

5. 10. 1889 – 20. 10. 1978



Bernhard Karlgren

Gedenkworte für
BERNHARD KARLGREN

von

Andreas Alföldi

Die wissenschaftliche Bedeutung des berühmten schwedischen Sinologen, dessen Andenken diese Worte gewidmet sind, könnte man nicht besser charakterisieren als mit wenigen Sätzen aus dem Vorwort der Festschrift *Studia Serica*, die ihm zu seinem 70. Geburtstag, am 5. Oktober 1959, überreicht worden ist. Dort heißt es: »Klas Bernhard Johannes Karlgren ist einer der größten Philologen unserer Zeit. Mit einzigartiger Zielstrebigkeit begann er in seiner Jugend die großen Lücken aufzufüllen, die in seiner Generation in der Kenntnis der altchinesischen Kultur noch klafften.« »Nicht nur auf dem Gebiet der Philologie und der Sprachwissenschaft, sondern auch für die Geschichte, für die Religion und die Archäologie hat er einerseits wesentliche neue Tatsachen aufgewiesen, andererseits falsche Ideen, haltlose Auffassungen, ausgemerzt. Karlgren hat die reichen Beobachtungen der schwedischen Dia-

lektforschung und die glänzenden Methoden, die dabei entwickelt worden sind, mit der erstklassigen wissenschaftlichen Ausrüstung der französischen Sinologie und mit der chinesischen Gelehrsamkeit der Tsching-Dynastie auf die glücklichste Weise in sich vereinigt, so daß durch diese Kombination Forschungsziele erreicht und Tendenzen entwickelt werden konnten, die keine der erwähnten Gelehrtenkategorien alleine vollbracht haben könnte.«

Bernhard Karlgren wurde 1889 in Südschweden, in Jönköping, geboren. Schon mit 15 Jahren konnte er so ernsthafte Beobachtungen über lokale Besonderheiten der Sprache seiner engeren Heimat vorlegen, daß bald sein erster Aufsatz darüber veröffentlicht werden konnte. Im Alter von 20 Jahren brachte ihn seine Sehnsucht, die Sprache und die Kultur des alten China kennenzulernen, auf zwei Jahre in das Land des Sohnes des Himmels. Aus den dort gesammelten Materialien entstand seine grundlegende Dissertation »Etudes sur la phonologie Chinoise«, welche die richtige Aussprache der altchinesischen Texte zum ersten Male festgelegt hat. Seine Ergebnisse hat er dann nach allen Richtungen hin erweitert und schuf so für die Entstehungszeit und die Interpretation jener Texte eine neue Grundlage.

Die Schriftzeichen auf altchinesischen Bronzegefäßen und Rundspiegeln führten ihn zu archäologischen und kunstgeschichtlichen Entdeckungen. So kam er auch zu einer Analyse der mit Tierkampfdarstellungen verzierten chinesischen Gürtelhaken und zum Studium des Tierstils der nordasiatischen Reiterhirten, auf die wir noch zurückkommen möchten. Glücklicherweise hat das Ostasiatische Museum in Stockholm von Anfang an nicht nur die Kabinettstücke altchinesischer Kunst und Industrie gesammelt, sondern im wegweisenden

Sinne der hochstehenden schwedischen Vorgeschichtsforschung seine Aufmerksamkeit allen greifbaren Spuren und Überresten der Vergangenheit Chinas gewidmet. In der Zeitschrift dieses Museums, im »Bulletin of the Museum of Far Eastern Antiquities«, veröffentlichte Karlgren seit 1929 Jahr für Jahr gewichtige Studien; seit 1939 gab er als Direktor des Museums und Schriftleiter jener Zeitschrift neuen Aufschwung.

In dieses weite Blickfeld wurde, wie schon angedeutet, auch der Tierstil der Kunst der Jäger- und Hirtenvölker einbezogen, die in der Wald- und Steppenzzone Sibiriens und im Norden Chinas durch ihre regelmäßige Doppelbewegung zwischen ihren südlicheren Winterweiden und nördlicher gelegenen Sommerweiden eine auch militärisch verwendbare Massendisziplin erlangten, welche sie zu gefährlichen Nachbarn und Gegnern machte. Ihre Identität, Geschichte und soziale Struktur sind für uns vor allem aus chinesischen Schriftquellen bekannt, daneben auch aus verstreuten Bemerkungen in persischen und byzantinischen Gesandtschaftsberichten wie auch in Aufzeichnungen europäischer und russischer Forschungsreisender, finnischer und ungarischer Sprachforscher.

Diese Völker lebten im nördlichen Eurasien bis zum 19. Jahrhundert ziemlich isoliert, wenn auch nicht unberührt von den Hochkulturen, wie in einem riesigen Kühlschrank ihre bronzezeitliche und früheisenzeitliche soziale, religiöse, wirtschaftliche und kriegerische Struktur bewahrend. Es scheint, daß früher einmal dort, im hohen Norden, bessere klimatische Bedingungen herrschten. Die große technische Erfindung der jüngeren Steinzeit, das Wagenfahren, hat indoeuropäische Völker dazu verlockt, wohl vor etwa 5000 Jahren, in jene Region bis China vorzudringen. Die Verschlechterung der

klimatischen Verhältnisse und kriegerische Verwicklungen haben dann die Rückflut dieser Völker veranlaßt. Die unaufhörlichen Wellen, die gewöhnlich zum Karpathenbecken gelangten, werden uns in Osteuropa historisch faßbar und archäologisch erkenntlich.

Besonders seitdem um und nach 1000 v. Chr. der Streitmagen den Reitergeschwadern weichen mußte, wurden diese Reiternomaden für das chinesische Reich sehr gefährlich, so daß dieses unter ihrem Druck die neue Kriegstechnik des Reitens übernehmen mußte. M. Rostowtsev hat entdeckt, daß damit auch eine gewisse Angleichung der materiellen und geistigen Charakterzüge der chinesischen Zivilisation an die Nomaden verbunden war. Aus dem Berührungsgebiet dieser beiden Welten, in Nordchina und in der Mongolei, hat Karl-grens Ostasiatisches Museum wertvolles Beweismaterial für die Problematik des Tierstils vereinigen können.

Die Tierkämpfe auf den Gürtelbeschlügen und Zaumzeugen stellen stets die mythische Erklärung der Existenz und der Wanderungen dieser Stämme dar, und zwar im Sinne der theriomorphen Denkstufe. Noch von Dschingis Khan heißt es in der offiziellen Chronik seiner Dynastie, daß seine Urahnen ein blauer Wolf und eine weiße Hinde waren. Das Bild des männlichen Ahnentiers war bei diesen Hirtenstämmen die Standarte der Nation, sein Rachen verzierte den Kopf des Häuptlings und seiner Mannen, der Name des Tierahnen wurde der Name der Nation. Der Typus des Ursprungsmythos in Tierverwandlung und die damit verbundene soziale Struktur ist auch bei den Indoeuropäern zu belegen. Ein Beispiel soll dies kurz veranschaulichen.

Einer jener tiergestaltigen mythischen Ahnen war der Vielfraß, eine blutgierige Bestie des Nordens. Aus westsibirischen

Heldengesängen ist uns der Ursprungsmythos des Vielfraß-Stammes bekannt: der geflügelte Vielfraß verfolgte mit seinem Bruder, der keine Flügel hatte, eine wunderbare Hinde, die das Geweih des männlichen Hirsches hatte. Dieses Wunderwesen lockte die beiden dorthin, wo sich ihre neue Heimat befand. Derselbe Mythos ist auf einem mit Filzapplikation und Stickerei verzierten Zeltbehang aus den Jahren um Christi Geburt dargestellt, der in der Nordmongolei im Grabe eines Fürsten der asiatischen Hunnen gefunden wurde. In nordtürkischen Dialekten derselben Region heißt der Vielfraß *kunu*, *kuon*, *kun*, welches auch der Name des Hunnenvolkes war. Die bekannte Tierfratze der chinesischen Kunst, das T'ao-tieh, heißt auch mit Recht ›Vielfraß‹ – erweislich ein Abglanz der gleichen Überlieferung.

Die Hinterlassenschaft der Hirtenvölker in Nordchina und in der Mongolei, deren Kenntnis Bernhard Karlgren und sein Museum so kräftig gefördert haben, sind auch zur Erkenntnis der Völkerwellen wichtig, die seit dem zweiten Jahrtausend Südosteuropa immer wieder überfluteten. Die Trensen und die Pferderüstung der Kimmerier, der *gimir* der assyrischen Keilschrifturkunden, die in der Ilias (13, 5 f.) als ›Milchfresser‹ und ›Stutenmelker‹ vom Ende der Welt erscheinen, sind uns jetzt durch die Bemühungen Karlgrens und seiner Schüler von der Mongolei bis nach Ungarn als Zeugen eines raumüberspannenden Eroberungszuges erkennbar. – Auch sah ich 1947 in Karlgrens Museum dieselben bronzenen Zierstücke aus dem Ordosgebiet, die das Reitervolk der Awaren, das sich zur Zeit Justinians vor den Westtürken aus Nordostasien ins Karpathenbecken rettete, in Ungarn benutzt hat. Bei dieser Gelegenheit wies mich Karlgren auf eine 1944 veröffentlichte Entdeckung Paul Jacobsthal hin, die mir wegen des Zweiten Weltkrieges

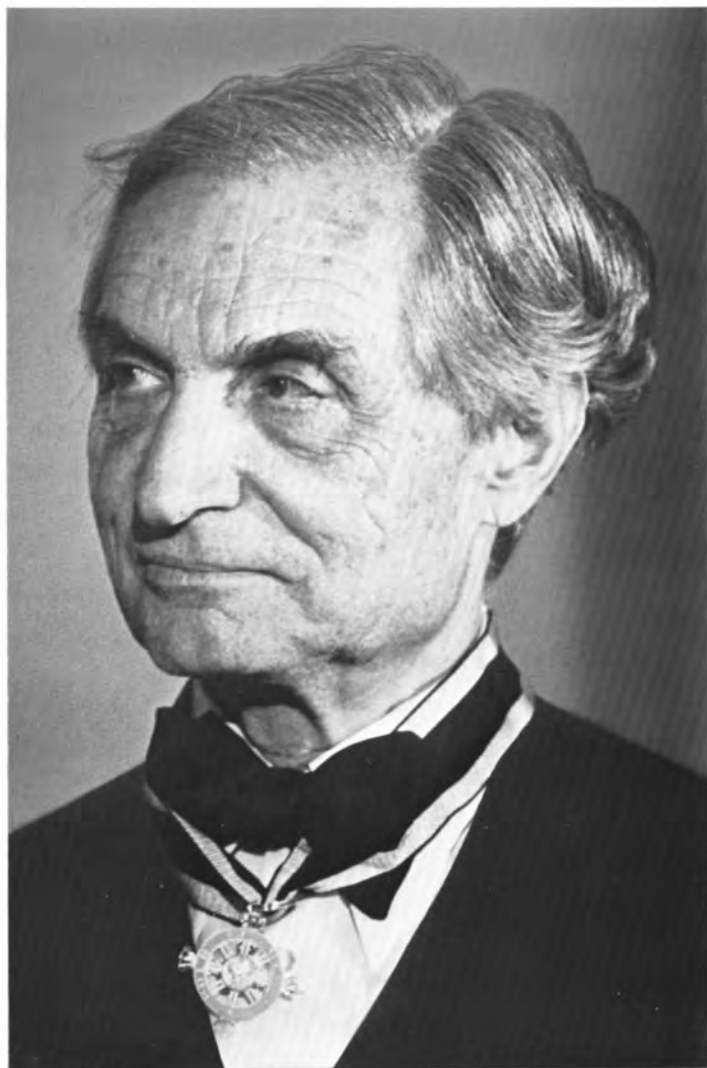
unbekannt geblieben war: die Stangenbekrönungen mit Vogelkopf und einem aufwärts gerichteten, geknickten menschlichen Finger darunter, die ich einmal aus dem Rhein- und Donaugebiet als Zubehör keltisch-römischer Grabwagen zusammengestellt habe, fand Jacobsthal auch im China der Han-Zeit, also vielleicht noch früher als in Europa.

Diese Beispiele sollten angeführt werden, um zu zeigen, daß die synthetische Betrachtungsweise und die kombinatorische Methode Karlgrens, die zwischen Archäologie, Geschichte, Sprachkunde und Literatur keine Scheidewände zog, auch weit entfernte Gebiete bestrahlte. Andere Nekrologe betonen die Tiefe, in welche seine Forschungen gereicht haben; wir möchten hier die unerhörte Breite und Weite der Wirkung seines Lebenswerkes hervorheben.

In seinem Heimatland wurde Karlgrens Bedeutung früh erkannt, und er genoß dort ein großes Ansehen und eine führende Position. Akademische Auszeichnungen und hohe Ehrungen wurden Karlgren auch in allen Ländern zuteil, in denen sein Fach blüht: in England und Frankreich, in Holland und in den skandinavischen Ländern, auch in China selbst. Zufällig weiß ich, wie stolz er war, Mitglied unseres Ordens zu sein. Gesegnet sei sein Andenken.

RICHARD ETTINGHAUSEN

5. 2. 1906 – 2. 4. 1979



Edward Ehrig-Kauser

Gedenkworte für

RICHARD ETTINGHAUSEN

von

Kurt Bittel

Am 2. Juni 1976 haben wir hier in Bonn Richard Ettinghausen das Ordenszeichen übergeben und ihn in den Orden aufgenommen. Es sind gewiß nicht wenige unter uns, die sich noch lebhaft und nicht ohne Bewegung daran erinnern, denn damals fielen Worte, die in dem, was sie aussagten, weit über diese Aula hinausreichten. Drei Jahre später, am 2. April 1979, ist Richard Ettinghausen in New York gestorben.

Der Orden hat einen Freund verloren, der trotz so kurzer Zugehörigkeit eng mit ihm verbunden war, die Orientalische Kunstwissenschaft aber einen Gelehrten von hohem Rang, der in einer großen Tradition stand, die er nicht nur verkörperte, sondern die er in überragender Weise erweiterte und vertiefte. Auch diese Wissenschaft befindet sich heute in einer Phase andauernd zunehmender Spezialisierung, sowohl in ihren räumlichen wie in ihren zeitlichen Bereichen. Etting-

hausen beherrschte das *ganze* Gebiet der islamischen Welt von Spanien und dem Maghreb im Westen bis Indien und Zentralasien im Osten nebst deren Randgebieten und war ebenso bewandert in der muslimischen Kunst und Literatur selbst wie in ihren Vorläufern und Vorstufen, aber auch in ihren Nachläufern dort, wo der Islam im Gange der Zeit von anderen Kulturen überschichtet oder ganz abgelöst worden ist. Deshalb war er einer der wenigen, man möchte fast sagen: einer der Letzten, die noch zu großer umfassender Betrachtung und Deutung islamischer Kunst, zur Synthese von deren Einheit und Vielfalt zugleich fähig sind. Unter diesen wenigen aber war er der von allen anerkannte Meister.

Richard Ettinghausen ist 1906 in Frankfurt am Main geboren und wurde nach dem Studium der Kunstgeschichte, Islamkunde und der semitischen Philologie 1931 an der Universität seiner Vaterstadt auf Grund einer religionswissenschaftlich-semitistischen Arbeit über »Antiheidnische Polemik im Koran« zum Doktor promoviert. Dann trat er als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter – so nannte man damals eine solche Anfangsstellung – an der Islamischen Abteilung der Staatlichen Museen in Berlin ein. Er betrat damit einen Weg, wie er besser kaum zu denken war, denn diese Institution war weit mehr als ein Museum. Es war eine wissenschaftliche Arbeitsstätte, wie es zu jener Zeit nur ganz wenige andere gab, geschaffen von Friedrich Sarre und damals geleitet von Ernst Kühnel, damit von zwei Gelehrten, die mit zu den Begründern der islamischen Kunstgeschichte zählen. Dort wurde Kühnel Ettinghausens eigentlicher Lehrer, dem er sich zeitlebens verbunden gefühlt hat. Dieser hoffnungsvolle Beginn einer in die Zukunft weisenden Bahn wurde jäh unterbrochen. 1935 mußte Ettinghausen Deutschland verlassen und den zunächst ganz

ungewissen, bitteren Weg in die Fremde einschlagen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Oxford ging er in die Vereinigten Staaten, wo ihm eine außerordentliche Wirkung beschieden sein sollte und wo er seinem kunstgeschichtlichen Fachgebiet Form und Ansehen verschafft hat. Zunächst war er drei Jahre lang Mitarbeiter am American Institute of Persian Art und Archeology in New York, von 1937 bis 1944 lehrte er Kunstgeschichte anfänglich an der New York University, dann islamische Kunst an der University of Michigan. Darauf aber folgten erst die eigentlichen Stationen von Ettinghausens Lebensarbeit: 1944 bis 1967 anfangs als Associate, dann als Hauptkurator in der Freer Gallery of Art in Washington und später bis zu seinem Tode als Professor für islamische Kunst an der New York University und zugleich als beratender Vorstand der Abteilung für islamische Kunst des Metropolitan Museums of Art.

Museum und Lehre, der fast tägliche Umgang mit den Objekten in den Sammlungen einerseits und die Darstellung und Interpretation islamischer Kunst im Hörsaal andererseits, das waren die beiden Gebiete, in denen Ettinghausen in gleicher Weise bewandert war, die für ihn eine untrennbare Einheit bildeten. Im Museum kam ihm sein überragendes Empfinden für Qualität zugute, entwickelte sich seine gewaltige Stoff- und Materialkenntnis, in Forschung und Lehre begründete er im einzelnen wie im ganzen, was man die »die ganze islamische Welt umfassende Universalität« nennen kann. Es gibt so gut wie kein Gebiet, sowohl räumlich wie auch sachlich, das er nicht aufgegriffen und bereichert hat, wenn auch die Malerei, vor allem die persische, und die Ikonographie im Vordergrund standen. Neben diesen Untersuchungen, die einzelnen Äußerungen islamischer Kunst gelten, stehen seine großen Arbeiten

über bestimmte Probleme, welche die islamische Kunstgeschichte aufgibt und in denen Ettinghausen weit ausgegriffen hat, wie etwa in den beiden Arbeiten, in denen er »Wechselwirkung und Integration« und dann »Originalität und Konformität« in der islamischen Kunst untersucht hat. In seinem Buch »From Byzantium to Sasanian Iran and the Islamic World« hat er ähnliche Probleme noch einmal umfassend und gewissermaßen abschließend behandelt. Es ist sein letztes großes Werk geblieben. Darüber müßte im einzelnen ein Berufener sprechen. Aber was auch unsereinem sogleich deutlich wird, ist die überragende Befähigung zu allem, was zur Erklärung eines Kunstwerkes, sowohl von seinem Schöpfer wie von seinem Betrachter aus gesehen, beitragen kann. Darin zeigt sich Ettinghausens Meisterschaft, der in der islamischen Poesie, der arabischen und der persischen, in der islamischen Geschichte und in der islamischen bildenden Kunst in gleicher Weise zuhause war.

Allein – es gibt noch eine andere, sehr wesentliche Seite, die uns bewegt, wenn wir Richard Ettinghausens gedenken. Ich bin ihm vor fast dreißig Jahren zum ersten Mal begegnet. Es war von beiden Seiten eine etwas schüchterne Begegnung, der freilich dann viele weitere folgten. Sie fand in Arnavutköy am Bosporus statt, also in einem östlichen Land. Ettinghausen war auf einer Reise, um islamische Kunst und Monumente am Ort und in orientalischen Museen zu studieren. Er hat zahlreiche solche Reisen in fast alle Länder des Morgenlandes unternommen, oft mühsame und nicht ohne Aufwand von viel Geduld. Wohl reiste er hauptsächlich seiner Wissenschaft wegen, aber doch fern von aller Einseitigkeit. Die Landschaften, ihre Natur und ihre Menschen sah und beobachtete er beständig. Sie bewegten ihn tief. Er war frei von den auf Unkenntnis oder

Unvermögen beruhenden Vorstellungen, die nur zu oft uns Westliche ungünstig beeinflussen und zu ungerechtem, manchmal verletzendem Verhalten den Orientalen gegenüber verleiten. Er sah in denen, bei denen er zu Gast war, den Menschen – und sie ihrerseits in ihm. Wer das Glück hatte, ihm nahezustehen, weiß, was ihn zu solchem Verhalten befähigte: die großen Empfindungen seines Herzens und die Kraft seiner in sich geschlossenen Persönlichkeit.

FEODOR LYNEN
6. 4. 1911 – 6. 8. 1979



F. Lynen

Gedenkworte für

FEODOR LYNEN

von

Sir Hans Adolf Krebs

Feodor Lynen, der am 6. August 1979 von uns ging, glänzte als bahnbrechender Entdecker in seinem Fachgebiet, der Biochemie, und außerdem war er einer der erfolgreichsten akademischen Lehrer, der die Leistung und Einstellung zahlreicher Schüler entscheidend beeinflusste. In seinen späteren Lebensjahren erwarb er sich auch auf dem Gebiete der Verwaltung große Verdienste: er war Vizepräsident der Max-Planck-Gesellschaft, Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung, Präsident der Internationalen Union der Biochemie und Vizepräsident der Leopoldina. Die Bekleidung dieser Ämter waren ein Ausdruck seiner Bereitwilligkeit, Verantwortung zu übernehmen. Seine Erfolge ergaben sich aus einem scharfen Verstand, Denkkraft, objektiver Urteilskraft und ungeheurer Arbeitswilligkeit. Dazu kamen eine gewaltige Lebenskraft und Lebenslust und im Umgang mit Mitmenschen Offenheit, Hilfs-

bereitschaft, Herzenswärme, intellektuelle Bescheidenheit und ein hoch origineller persönlicher Charme. Diese Kombination von Eigenschaften bestimmten ihn zu einer Führernatur im besten Sinne des Wortes. Für seine zahlreichen Schüler, Mitarbeiter und Kollegen war er ein Vorbild, eine Inspiration. Wie es in einem der Nachrufe hieß, er war ein begeisterter und ein begeisternder Akademiker.

Lynen war gebürtiger Münchener; sein Vater war dort Professor für Maschinenbau an der Technischen Hochschule. Beide Eltern, die entfernt miteinander verwandt waren, kamen aus Stolberg bei Aachen, wo die elterlichen Familien seit Jahrhunderten, seit etwa 1610, ansässig waren und in der Metallindustrie eine große Rolle spielten, besonders in der Fabrikation von Messingwaren. Lynen sagte das Oberbayerische und das Münchenerische sehr zu, denn es paßte zu seinem Stil. Die derbe Offenheit und Direktheit, gemischt mit trockenem Humor, die Liebe zu der schönen Landschaft und das reiche Kunstleben verbanden ihn eng mit München. Trotz verlockender Rufe an andere Universitäten, u. a. nach Harvard, blieb er München treu.

Lynens erste große Entdeckung – es war im Jahre 1951, als er 40 Jahre alt war – betraf den Stoffwechsel einer sehr einfachen Substanz, von der man schon wußte, daß sie eine zentrale Stellung im Stoffwechsel einnimmt, die Essigsäure. Man wußte, daß sie als Zwischenstufe aus den drei Hauptnahrungstoffen – Kohlehydrat, Fett, Eiweiß – entsteht, wenn sie in lebenden Organismen verbrennen und Energie liefern. Außerdem wußte man, daß Essigsäure nicht nur verbrennt, sondern auch Ausgangsmaterial für den Aufbau durch Synthese von Körpersubstanzen ist. Fette, Cholesterin, Hormone und andere Substanzen werden aus Essigsäure aufgebaut. Vor Lynen

wußte man schon, daß Essigsäure nicht als solche reagiert, sondern daß sie irgendwie – das war das große Problem – aktiviert werden muß. Dieses zentrale Problem des Stoffwechsels hat Lynen gelöst. Er fand, daß Essigsäure an ein Schwefelatom eines Coenzym, das Coenzym A, gebunden sein muß, bevor es reagiert. Die Existenz dieses Coenzym hatte Lipmann schon entdeckt, aber die genaue Rolle des Coenzym blieb ein Geheimnis, das erst Lynen aufklärte. Diese Entdeckung machte ihn sofort weltberühmt.

Lynens Versuchsmaterial, sein Versuchstier (sozusagen) war die Münchner Bierhefe, reichlich vorhanden und sehr billig. Aber das, was er an der Hefe fand, trifft für alles Lebendige zu; so fundamental für das Leben war seine Entdeckung.

Eine weitere sensationelle Entdeckung war die Aufklärung der Funktion des Vitamins Biotin. Er zeigte, daß Biotin die Kohlensäure (CO_2) durch Bindung reaktionsfähig für Synthesen macht. Andere große Entdeckungen, die in alle Lehrbücher eingegangen sind, betrafen Fettsäureabbau und Fettsäuresynthese, Cholesterinsynthese und die Bildung der Ketonkörper im tierischen Stoffwechsel.

Lynen gehörte zu den wenigen, ganz wenigen Biochemikern – neben ihm möchte ich Adolf Butenandt und Theodor Bücher nennen –, die die frühere hohe Tradition deutscher biochemischer Forschung durch die Hitlerzeit herüber gerettet haben und durch ihre zahlreichen Schüler einen Wiederaufbau der biochemischen Forschung in Deutschland bewerkstelligten. Durch Lynen übte München eine große Anziehungskraft auf Wissenschaftler aus der ganzen Welt, besonders auch aus Amerika, aus.

Wie Lynen auf seine Mitmenschen wirkte, geht in einzigartiger Weise aus einem Buch hervor, das anlässlich seines 65. Ge-

burtstags veröffentlicht wurde. Seine Schüler, Mitarbeiter und Freunde waren eingeladen, autobiographisch über das Thema »Feodor Lynen und ich« zu schreiben. Über 80 nahmen die Einladung an. Ihre Beiträge werfen ein eindrucksvolles Licht auf Lynens Persönlichkeit. Immer wieder betonen die Beiträge die infektiöse Begeisterung, den Humor, die bejahende Heiterkeit, das breite Wissen, die allgemeine Bildung, die Klarheit und Originalität des Denkens, den Geist der freien großzügigen Zusammenarbeit im Laboratorium und auch die häufigen Nachsitzungen in Bierkellern und anderen Plätzen und die gemeinsamen Ausflüge, die die Mitglieder gesellschaftlich und freundschaftlich zusammenbrachten. Hier trat die Atmosphäre Chef-Mitarbeiter, Chef-Schüler in den Hintergrund, und die rein menschlichen Begegnungen kamen zum Ausdruck.

Alle, die Lynen begegneten, fühlten den Bann seiner Menschlichkeit. Wenn er viel von seinen Mitarbeitern erwartete, so war es ein Ansporn für sie, denn sie sahen, daß er noch mehr von sich selbst verlangte. Wie er einmal sagte: »Akademische Freiheit bedeutet für mich, daß man mehr arbeiten darf, als verlangt wird«.

Zuletzt möchte ich einige charakteristische Worte Lynens zitieren, mit denen seine Ansprache bei dem Nobel-Bankett endete; es waren Dankesworte für seinen Lehrer, Heinrich Wieland (der übrigens dem Orden Pour le mérite seit seiner Wiedergründung im Jahre 1952 bis zu seinem Tode 1957 angehörte): »Heinrich Wieland bestimmte nicht nur meine wissenschaftliche Karriere und prägte uns Schüler durch seine menschliche Persönlichkeit, sondern er schenkte mir auch seine Tochter Eva zur Frau, ohne die vielleicht nicht viel aus mir geworden wäre«.

WALTHER GERLACH

1. 8. 1889 – 10. 8. 1979



Wambelise:

Gedenkworte für
WALTHER GERLACH
von
Wolfgang Gentner

10 Tage nach seinem 90. Geburtstag, am 10. 8. 1979, ist Walther Gerlach unerwartet plötzlich gestorben. Er hatte seinen 90. Geburtstag im Kreise seiner Lieben, seiner Freunde und seiner Schüler durchaus genossen. Durch seinen Tod ist der Nestor der Physik in Deutschland von uns gegangen, einer der letzten lebenden aktiven Zeugen des Goldenen Zeitalters der Physik, das mit der Quantenmechanik aus den 20er Jahren eng verbunden ist.

Geboren ist Walther Gerlach in Biebrich am Rhein, als Sohn eines Arztes, der bis zu seinem 99. Lebensjahr in hellem Bewußtsein seinen vielseitigen Interessen nachging.

In seinen »Erinnerungen an Albert Einstein« hat Walther Gerlach 1978 in einer kurzen autobiographischen Notiz von seiner Jugend berichtet. Er schreibt: »Der erste – und wohl für mein Leben entscheidende – Kontakt zu Einstein ist unper-

sönlicher Art. Es war Ende April 1908. Ich wollte in Tübingen Philosophie und Mathematik studieren und bat den Philosophen Erich Adickes um eine Beratung. »Mathematik ist gut, Sie sollten aber auch Physik studieren. Kant würde heute nicht von Newton, sondern von Einstein ausgehen.« Ich hatte den Namen noch nie gehört und hatte auch von Physik keine Vorstellung, während ich bei Professor Bücheler am Wiesbadener humanistischen Gymnasium besonders guten Mathematikunterricht hatte. Ich ging also in Vorlesung und Praktikum zu dem Physiker Friedrich Paschen und war derart fasziniert, daß ich den Gedanken an Philosophie spontan aufgab.« Walther Gerlach hat dann noch vor dem 1. Weltkrieg bei Paschen in Tübingen promoviert, mit einer Doktorarbeit, die sich mit dem *Stefan-Boltzmannschen Strahlungsgesetz* beschäftigte.

Nach dem Krieg, als er in Göttingen war, bekam er von Wachsmuth in Frankfurt das Angebot, einen Lehrauftrag für höhere Experimentalphysik zu übernehmen. Diese Zeit in Frankfurt bezeichnet er einmal als die schönsten Jahre. Auch kam er dort mit Stern zusammen, der sich ein Experiment zur Frage der Richtungsquantelung überlegt hatte. Für diese Arbeit hat Walther Gerlach seine ganze Kunst des Experimentierens eingesetzt und dieses Experiment zu Ende geführt, als Stern bereits Frankfurt verlassen hatte, um in Rostock ein Ordinariat zu übernehmen. Damals, im Jahre 1922, hatten die größten Theoretiker wie Sommerfeld, Landé, Wolfgang Pauli und Niels Bohr sehr verschiedene Voraussagen gemacht. Dieses in der ganzen physikalischen Welt berühmt gewordene *Stern-Gerlach-Experiment* endete mit einem kurzen Telegramm von Walther Gerlach an Stern in Rostock mit dem Text: »Bohr hat doch recht«. Der Strahl aus Silberatomen war

nämlich in zwei Teilstrahlen aufgelöst, was Niels Bohr im Gegensatz zu anderen richtig vorausgesagt hatte. Dieser Stern-Gerlach-Versuch forderte für die damalige Zeit ein Höchstmaß an Experimentierkunst und hat auch eine entsprechende Wirkung in der physikalischen Welt hervorgerufen. Damit war die Richtungsquantelung bewiesen und der Name des jungen Gerlach in aller Munde.

So ist es auch nicht verwunderlich, daß Albert Einstein 1924 in einem längeren Schreiben nach Tübingen Walther Gerlach als den richtigen Nachfolger für Paschen vorgeschlagen hat. Schon in dem vorhergehenden Jahr hatte Walther Gerlach aus aller Welt Glückwünsche zu seinem Experiment erhalten, das als Pionierarbeit ersten Ranges angesehen wurde.

Auf einer Postkarte schreibt der kritische Theoretiker Wolfgang Pauli am 17. Februar 1922: »Lieber Herr Gerlach! Meinen herzlichen Glückwunsch zum gelungenen Experiment! Jetzt wird hoffentlich auch der ungläubige Stern von der Richtungsquantelung überzeugt sein . . .«.

Nur wenige Jahre ist Walther Gerlach in Tübingen als Nachfolger von Paschen geblieben. Im Jahre 1929 übernahm er als Direktor des Physikalischen Instituts der Universität München als Nachfolger von Röntgen und Wien den Lehrstuhl für Experimentalphysik. München hat ihn festgehalten, und er ist nur kriegsbedingt für kürzere Zeit in Bonn gewesen. Mit seinen vielen Schülern begann dann in München eine vielseitige Aktivität auf den verschiedensten Gebieten der Experimentalphysik. Durch den Einfluß der spektroskopischen Arbeiten seines Lehrers Paschen wandte er sich viele Jahre der quantitativen chemischen Spektralanalyse zu. Darüber entstand 1936 eine dreibändige Monographie. Die Untersuchung der magnetischen Stoffe, besonders auch ihre Temperaturabhängigkeit,

war u. a. ein beliebtes Thema des Instituts. Neben den Arbeiten, die sich mit verschiedensten Gebieten beschäftigten, sollte noch besonders erwähnt werden, daß er sich in den 50er Jahren auch für den »Fallout« der Atombombenversuche interessiert hat, und ich erinnere mich noch selbst an die vielen Eilbriefe, die er über seine Resultate an mich sandte. Wie es bei ihm selbstverständlich war, trat er mit großer Leidenschaft für einen Stop der Atombombenexperimente in öffentlichen Vorträgen auf.

Nach Beendigung des letzten Krieges hat Walther Gerlach in den verschiedensten Gremien für den Wiederaufbau der deutschen Forschung Hervorragendes geleistet. Er hat sich auch nicht gescheut, in den letzten Kriegsjahren, als er selbst sah, daß alles verloren war, Verantwortungen zu übernehmen im Rahmen des damaligen Reichsforschungsrates und des Uranvereins. So sind auf seine Veranlassung hin eine große Zahl von jungen Wissenschaftlern von der Front zurückgeholt worden, um in der Forschung zu arbeiten. Sobald es wieder möglich war, stellte er seine Tatkraft und seinen mutigen Unternehmungsgeist für den Wiederaufbau der Forschung zur Verfügung. Er war lange Jahre Mitglied des Präsidiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft, er half bei der Wiederbegründung der Studienstiftung des Deutschen Volkes, er arbeitete mit an der neuen Physikalisch-Technischen Bundesanstalt in Braunschweig und war lange Jahre Senator der Max-Planck-Gesellschaft und dazu 3 Jahre Rektor an der Universität München. Mit Otto Hahn hat ihn viele Jahre eine enge Freundschaft verbunden. Das alles sind kurze Andeutungen, die ein Licht auf seine vielfältigen Aktivitäten werfen sollen. Überhaupt: Freundschaften zu schließen und zu pflegen, war eines seiner großen Talente.

Nach seiner Emeritierung hat er sich vom Laboratorium zurückgezogen und sein ganzes Interesse der Geschichte der Naturwissenschaften zugewandt. Dieses Gebiet hatte ihn früher schon immer fasziniert. Er hat viele Artikel verfaßt und Vorträge gehalten zur Entdeckung der Erhaltung der Energie, zur Entdeckung der Röntgenstrahlen und des Elektrons, um nur einige Beispiele zu nennen.

In den letzten beiden Jahrzehnten hat er sich mehr und mehr der Geschichte der Astronomie zugewandt und hier insbesondere die Lebensgeschichte von Johannes Kepler mit einer Gründlichkeit untersucht, die wohl einmalig ist. Dazu gehörte das Studium der Originalwerke von Kepler und seines Zeitgenossen Galilei.

Ein Zitat aus einem der Artikel von Walther Gerlach über seinen Liebling Johannes Kepler soll hier als Beispiel kurz eingefügt werden: »Die in der Verallgemeinerung der *Gravitas*-Vorstellung enthaltene Forderung einer einheitlichen Physik der Erde und des Himmels erregte den schärfsten Widerspruch der Gelehrten. Mästlin warnte seinen Schüler, Astronomie und Physik, die nichts miteinander zu tun hätten, zu verbinden. Schon 1605 erklärte Kepler, daß »die beiden Wissenschaften so miteinander verflochten sind, daß keine ohne die andere vollkommen durchgebildet werden kann«. »Mästlin pflegte über mein Streben zu lachen, indem ich alles auf physikalische Ursachen zurückführe«, schrieb Kepler in späteren Jahren; aber »wahrhaftig, das ist mein Entzücken, der Haupttrost und Stolz meiner Arbeit, daß mir dieses gelang«.

Kepler mußte die Aussichtslosigkeit einsehen, die Gelehrten zu den neuen astronomischen und physikalischen Einsichten zu bekehren – selbst ein Galilei hielt an den aristotelischen

Kreisbahnen fest, und nannte die »okkulte« Lehre von der Massenanziehung eine *fanciulezza* (»Kinderei«).«

Noch ein letztes Zitat, das den Schluß einer Rede Walther Gerlachs zu Keplers 400-Jahresfeier vor der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle wiedergibt: »Goethe spricht einmal vom Konflikt des vorwärtsdrängenden Geistes mit dem Geist der Zeit. Dieser Konflikt durchzieht Keplers Leben und Schaffen. Das große Ansehen, welches er allenthalben genoß, beruht ebensosehr auf seiner Unabhängigkeit des Geistes vom Geiste der Zeit wie auch seiner Bereitschaft, mit Gegnern aller Art die Mißstände zu klären, wie auch in seinem steten Bemühen, der Menschheit durch die Wissenschaft ein neues geistiges Leitbild zu geben.

Einen *homo omnium horarum* nennt ihn der zeitgenössische Tübinger Professor Besold.

Den Ursprung aller Mißstände sieht Kepler in den Machtkämpfen weltlicher und kirchlicher Stellen, »eine Geisteskrankheit, die ein gütiger Gott heilen möge«. Mit der Einsicht in die Großartigkeit der Welt werde die Nichtigkeit der Sorgen und Nöte des Menschenlebens offenbar.

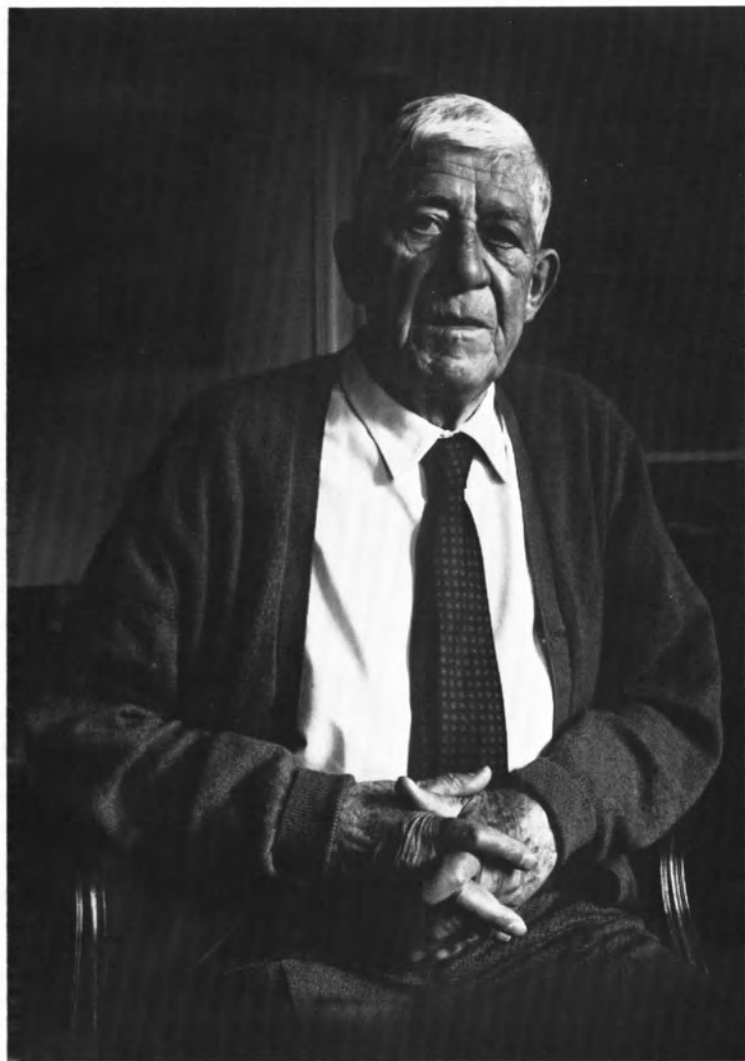
Seine Hoffnung ist, daß das Erkennen der naturgesetzlichen Ordnung im kosmischen Geschehen die Menschen dazu führen werde, ihre eigenen Angelegenheiten in gleicher Weise zu ordnen – (Kepler sagt:) »denn diese Studien leiten das Sinnen des Menschen von Ehrgeiz und Eigennutz, aus denen die Kriege und andere Übel hervorgehen, zur Friedensliebe und zur Mäßigung in allen Dingen hin.«

Über solche und weitere Zitate aus Keplers Werken und seiner Korrespondenz habe ich gerade in den letzten zehn Jahren häufig mit Walther Gerlach diskutiert. Insbesondere hat er sich viele Gedanken darüber gemacht, inwieweit Kepler die

Allgemeine Gravitation bereits richtig erahnt hatte, deren volle Erkenntnis ja heute erst Isaac Newton zugeschrieben wird.

OSKAR KOKOSCHKA

1. 3. 1886 – 22. 2. 1980



ca. Kozlovich

Gedenkworte für
OSKAR KOKOSCHKA
von
Sir Ernst Gombrich

»Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt.« Das reiche Lebenswerk Oskar Kokoschkas, der am 22. Februar dieses Jahres als fast Vierundneunzigjähriger von uns gegangen ist, zeugt von seiner Berufung. Für diesen urwüchsigen Riesen war jede Begegnung mit der sichtbaren Welt ein neues Abenteuer. War er doch zutiefst durchdrungen von der unwiederbringlichen Einmaligkeit jedes Seherlebnisses, denn das Geschaute wie der Schauende wandeln sich mit jedem Augenblick. Gerade aus dieser Überzeugung heraus schöpfte er auch den Mut zum Wagnis, den Mut zum Widerstand gegen den Druck der alten Sehgewohnheiten und den noch verführerischeren Druck der neuen Moden.

Zum Anfang des Jahrhunderts als verrückter Rebell verschrien, 1933 als Entarteter geächtet, schließlich von der *Avantgarde* als Reaktionär gelästert, ging dieser Einzelgänger

ganz unbeirrt seinen Weg. Er blieb sich gleich in allen Wechselfällen seines Lebens in unruhiger Zeit, dessen Hauptstationen Wien, Berlin, Dresden, Paris, Prag, London und schließlich Villeneuve am Genfersee er uns selbst beschrieben hat. Seine wahrheitssuchenden Bildnisse, seine visionären Städtebilder, seine eigenwilligen symbolischen Kompositionen, seine zarten Blumenstücke, seine liebevollen Reiseskizzen, seine tiefempfundenen Illustrationen zu alten und neuen Texten, ja seine Gedichte, Dramen, Erzählungen, Reden, Betrachtungen und Manifeste sind alle aus einem Guß.

Ogni pittore dipinge se stesso, jeder Maler malt sich selbst, sagten die alten Florentiner. In Kokoschkas Kunst verbindet sich die spontane Selbstdarstellung immer wieder überraschend mit einem scharfen Blick für die Wirklichkeit. So wie sein Werk stand auch sein Bewußtsein den wilden Mächten des Traumes stets offen, ohne sich je von ihnen überwältigen zu lassen.

Wer das Glück hatte, Kokoschka im Leben zu begegnen, der weiß, daß diese Gabe ihn unwiderstehlich machte. Er selbst war sich wohl seiner Macht über Menschen bewußt, er wußte, daß er zaubern und bezaubern konnte, ob er sich nun von seiner Phantasie tragen ließ oder Menschen und Dinge klar ins Auge faßte. Tief gebildet, aber ganz unverbildet, sprach er mit demselben Anteil über Malerei und Musik, Literatur und Geschichte.

Im Jahre 1886 in Pöchlarn an der Donau geboren und in Wien groß geworden, hat er selbst betont, wie tief seine Wurzeln hinunterreichten in die Tradition der Donaumonarchie, eines, wie er sagt, noch idyllischen Österreichs, in dem die Existenz noch nicht durchweg nach der Routine der Fabrik geformt, nicht verstädtert, industrialisiert, mechanisiert war. In Wien lernte er von dem älteren Freund und Kampfgenossen Adolf

Loos das noch gesunde anspruchslose Handwerk höher schätzen als das effekthaschende Kunstgewerbe; in Wien überzeugte ihn Karl Kraus von den Gefahren, die dem echten Sprachgefühl von der gedankenlosen journalistischen Phrase her drohen. »Untergang der Welt durch schwarze Magie« nannte es Karl Kraus, auf die Druckerschwärze anspielend. Was hätte er von der flimmernden Magie des Fernsehschirmes gesagt?

Kokoschka hat diese Gefährdung der abendländischen Kultur durch Maschine und Masse stets ernst genommen. Mir klingt noch unvergeßlich in den Ohren, wie er brummte: »Das ist die dümmste Zeit, die's je gegeben hat.« Das war bei dem Besuch des Vierundachtzigjährigen in London; auf meine Frage »warum glauben Sie denn das?« gab er die überzeugende Antwort: »Es ist halt alles viel zu schnell gegangen.« Der Mensch, das Leben, konnte mit der technischen Entwicklung nicht mehr Schritt halten, und während der überlastete Intellekt Zuflucht in der Formel sucht, verkümmert das sinnliche Vermögen. Diese moralische und geistige Verarmung war für ihn die schreckliche Folge dessen, was er das Zweckdenken nannte, die Abtötung der Phantasie und damit auch des menschlichen Mitleids.

Wer Kokoschkas Werk kennt, der weiß, in wie hohem Maße Mitleid, Leid und Leidenschaft daran beteiligt sind. Aber der Appell der Weltverbesserer an die kollektive Leidenschaft widersprach seinem persönlichen Verantwortungsgefühl. »Es liegt am Selbst«, so schrieb er im Jahre 1950, »in freier Willensäußerung sich für Verstand oder Wahnsinn, für Menschentum oder das Tierische, für Liebe oder Haß, für organisch werdendes Leben oder das Chaos, das den Verstand blendet, zu entscheiden.« Gerade weil sein Verstand sich nicht

vom Chaos blenden ließ, distanzierte er sich auch von dem Kult des Unbewußten in der Kunst. Dem Primitiven und dem Abstrakten fehlt gerade das, worauf es ihm ankam, das persönliche Augenerlebnis.

In betontem Gegensatz zu diesen Richtungen nannte er die Sommerkurse auf der Feste Salzburg, die er 1953 gründete, »Schule des Sehens«. Wer mitmachen wollte, mußte allen akademischen Ballast zu Hause lassen. Statt ein gestelltes Modell abzuzeichnen, mußte er versuchen, einen Menschen in Bewegung zu beobachten und festzuhalten, und damit er ja nicht der Formel verfiel, verbot Kokoschka jede nachträgliche Korrektur und bestand auf Verwendung von Wasserfarben, die jedes Übermalen oder gar Radieren ausschließen. Dabei hat er nie den Anspruch erhoben, daß diese Übung auch gleich den Meister macht. Im Gegenteil, so wie seinerzeit Ruskin in Oxford die Studenten zur Naturtreue anhielt, um sie zu lehren, wie schwer das Malen sei, so wollte auch Kokoschka seine Schüler zunächst zur Demut erziehen. Demut vor der Erscheinung und vor dem Wunder der bildenden Kunst.

Es gibt einen unvergeßlichen Brief von Kokoschka aus dem Jahre 1920, in dem der Vierunddreißigjährige dem besorgten Vater eines angehenden Schülers zunächst die äußeren und inneren Gefahren einer künstlerischen Laufbahn offen vor Augen stellt und dennoch schließt: »Aber ich darf dem Menschen, der vermeint er allein würde von vielen Tausenden sich durchfinden zu dem, was die Erleuchteten göttlich nennen, nicht die Tür zumachen, und will als wirklicher Lehrer sogar ihn ermuntern, der ein Leben wagt, damit die Phantasie des Göttlichen nicht ohne Priester bleibe, und das Leben nicht ohne die Größe der Antike. Mir ist der Lehrling, der voll Ehrfurcht kommt, von Herzen willkommen.«

Kokoschkas dankbare Ehrfurcht vor dem griechischen Erbe entstammt seiner Einsicht, daß erst die Griechen dem Künstler die Mittel in die Hand gaben, in seinem Werk das atmende Leben im Raum und im Licht neu zu erschaffen. Läßt sich doch das Licht so wenig wie die Bewegung einfach ins Bild übertragen. Jene leuchtenden Farbenklänge, die den Eindruck des flutenden Lichts erwecken, mußten erst erfunden und entwickelt werden. Die Meister der Palette, die alten Niederländer, Altdorfer, Tizian, Tintoretto, der späte Rembrandt, aber auch Maulbertsch und Romako konnten ihn zu Tränen rühren.

Vielleicht beruht das Einzigartige von Kokoschkas Kunst gerade in der Spannung zwischen der ungestümen Geste, die unbekümmert um die Gefälligkeit der Linienführung nach dem Ausdruck des innerlich und äußerlich Geschauten sucht, und dem unermüdlichen Werben um die lichterfüllte Erscheinung, der seine feurige Liebe galt.

In »Antik und Modern« schreibt Goethe: »Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's.« Ich glaube, Oskar Kokoschka hätte nicht ungern gehört, daß er auf seine Art ein Grieche war.

REDE VON
HANS-GEORG GADAMER

HANS-GEORG GADAMER

LOB DER THEORIE

Es gibt den alten Brauch der festlichen Lobrede, in der ein anerkannt Rühmliches seine öffentliche Preisung erfährt. Die Götter und die Helden, die Liebe oder das Vaterland, Krieg und Frieden, Gerechtigkeit, Weisheit – sogar das Alter war ehemals ein Rühmliches und nicht wie heute, etwas fast Schändliches, ein Defekt, ein Mangel, über den wir erröten. Ein schöner Brauch einer ihrer Ideale gewissen und gewahren Welt nährte eine ganze Gattung der Redekunst, die ihrerseits ein unbestrittenes Gut war. Sie war solchem Lobe gewidmet. Auch das der Theorie geneigte Leben war einer der Gegenstände solcher Preisung, und seit den Tagen des Sokrates und Plato gab es eine Redegattung bzw. Literaturgattung, die man »protreptische«, d. h. Werbereden oder Schriften für die Theorie nannte. Der alte Name für Theorie, der in diesen Titeln erschien, war freilich ein anderer: Philosophie, die Liebe zum *sophón*, zum wahren Wissen, zum Wissen des Wahren. Erst Plato hat ein solches der Philosophie, dem reinen Wissen gewidmetes Leben als das »theoretische« Lebensideal bezeichnet

und ausgezeichnet und eben damit das Normbewußtsein seiner Heimatstadt Athen und ihrer Gesellschaft herausfordert. Denn deren Bürger waren als »freie« – im Unterschied zu den arbeitenden Ständen der Metöken und Sklaven – der Politik, der tätigen Teilnahme am öffentlichen Leben bestimmt. Mochte es dem heranwachsenden Knaben – von Mädchen war nie die Rede – auch anstehen, einige Jahre den theoretischen und musischen Dingen zu widmen, so war das ein bloßer Weg der Ausbildung, des Durchgangs und des Reifens, der Phase des Kindseins eigen, der noch im Namen für Bildung, *paideia* – Pädagogik – den Bezug auf die Lebensstufe des Kindes, des *pais*, und seiner Spiele (*paidia*) festhielt.

Der Eintritt ins Leben war ein Eintritt in die Praxis der Politik. So lehrt uns schon das Wort Theorie etwas über die Sache, den Begriff: die Nähe der Theorie zum bloßen Spiel, zum bloßen Beschauen und Bestaunen, fern von allem Brauchen und Nutzen und ernsten Geschäften. Das Gegenwort der Praxis definiert insofern den Begriff der Theorie und rückt ihn zugleich in den Problemzusammenhang ältester Lebenserfahrung, der sich in dem – von Kant einmal eigens behandelten – Gemeinspruch ankündigt: »Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis.« Das Lob der Theorie wird zur Gegenrede gegen das Gegenwort der Praxis. So war es schon in den griechischen Anfängen. Haben wir Anlaß, noch immer auf sie zu hören? Ich gestehe, daß es mir auf Grund meiner eigenen wissenschaftlichen Arbeit immer nahe liegt, diese Frage zu bejahen. Wie sah dies Lob dort aus? Daß in frühen Phasen der menschlichen Kulturentwicklung und Lebensbewältigung das bloße Wissenwollen eine seltene und der Rechtfertigung durch religiöse oder praktische Inter-

essen bedürftige Ausnahme darstellt, ob in Ägypten, Babylon oder wo immer, wo Geometrie und Algebra und Astronomie betrieben wurde, ist klar. Auch die ersten »Philosophen« Griechenlands waren wohl wirklich, wenn man von der Ausnahmeexistenz des Heraklit absieht, voll tätige Bürger ihrer Stadt und hatten oft nicht zuletzt wegen ökonomischer oder politischer Weitsicht ihren Ruf. So war die politische Abstinenz Platos, die das Wort »Theorie« auf den Schild erhob, gewiß eine Herausforderung, und ebenso die Gründung der Akademie, die, wie eine lebenslange Schule, den Rückzug von der Politik und das Ideal des theoretischen Lebens zu fordern schien – und den »Philosophen« den Ruf einbrachte, für die praktische Politik unbrauchbar zu sein. Schon die beharrliche Frage des Sokrates nach dem Guten und vollends ihre Fortführung durch Plato, der die Abstraktheit der Mathematik und Dialektik damit verband, mußte den politischen Pragmatikern und ihren sophistischen Anwälten abwegig erscheinen.

Plato gab eine monumentale Antwort durch seinen alles auf den Kopf stellenden Idealstaat und insbesondere durch das berühmte Höhlengleichnis. Danach leben die Empiriker und Pragmatiker in einer Welt der Schatten, die ein Feuer in ihrem Rücken wirft und die sie für die wirkliche Welt halten, und müssen mit Gewalt – der Gewalt des Gedankens – von ihren Fesseln befreit, umgewendet und zum Aufstieg an das Licht des Tages und der wirklichen Sonne genötigt werden. Dort freilich erfahren sie zunächst eine längere Blendung, bis sie sich an die Helligkeit angepaßt haben und die wahre Welt – es ist die Welt der dauernden Gedanken – schauen. Wenn sie dann aber in die Höhle zurückzukehren genötigt werden – etwa durch ihre bürgerliche Pflicht –, werden sie erneut – in Wahrheit nur eine kürzere Weile – geblendet sein und

nicht so gut wie die an das Höhlendunkel Gewöhnten die Folge der Dinge vorauszusehen vermögen. Deshalb wird man dort unten den ganzen Aufstieg zum Wissen für unnütz und schädlich halten: so erklärt Plato den Verruf der Theorie in den Augen der Politik. – Freilich, das war am Vorabend des endgültigen Untergangs der freien griechischen Stadt und des Gemeinwesens, für das alle Bürger leben – es war kaum noch wahr.

Vielleicht hatte Plato aber mit seiner Erziehung zur Theorie etwas für alle Zeiten Wahres im Auge. Nicht nur, daß »theoretische« Erziehung die Schulkultur der gesamten Nachwelt ausfüllt; Schulkultur war das europäische Erbe des klassischen Altertums: ihr Ausbau zur allgemeinen Schulpflicht gehört im modernen Staat zu den Voraussetzungen bürgerlicher Rechte, und in der Idee der Bildung, die bis in die Forderung der Erwachsenenbildung sich weitet, lebt etwas von der Erwartung weiter, daß die theoretische Beschäftigung mit Dingen, die einen »nichts angehen«, die »frei« von allem Kalkül des Brauchens und Nutzens sind, zu aller Berufsausbildung und der in ihr geforderten Sachlichkeit eines Könnens gehört, und nicht zuletzt gilt das für die Verwaltung und den Staatsdienst. Plato hat mit dem Paradox der Philosophen-Könige eine bleibende Wahrheit ausgesprochen: nur der taugt zum Herrschen über andere – und alles Handeln von Amts wegen ist ein solches –, der Besseres weiß und zu tun weiß, als sein Amt ihm befiehlt. Das Ideal des theoretischen Lebens hat auch politische Bedeutung.

Der freundliche Wink Platos darf uns nicht verführen – wir haben den Kampf um das theoretische Lebensideal zu verfolgen, der seit den Griechen das Leben unserer Kultur begleitet

und dessen jüngstes Stadium sich im philosophischen Begriff in der Weise abbildet, daß die Praxis und das der Praxis Dienende, an ihr sich ausweisende Denken den Legitimitätsvorrang in Anspruch nimmt. Lob der Theorie erscheint von da aus geradezu als etwas Ungehöriges.

Plato war noch, als er das theoretische Lebensideal feierte, Bürger seiner Stadt. Die Einheit von Theorie und Politik blieb ihm unauflöslich, auch wenn er ein verhinderter oder ein scheiternder Politiker war. Es wurde anders, als das Leben der griechischen Stadtkultur in den hellenistischen Großreichen und im römischen Imperium aufging. Aristoteles mochte beides, das Ideal des praktischen und des politischen Lebens wie den Vorrang des theoretischen Lebens, in gerechter Abwägung legitimieren, und man tut gewiß falsch daran, den Vorrang, den er dem theoretischen Leben zuerkennt, als sein platonisches Erbe abzuschwächen. Wohl hat Aristoteles die Unabhängigkeit der praktisch-politischen Frage nach dem Guten von der älteren, an der Kosmologie orientierten theoretischen erstmals begründet. Mit dem lapidaren Satz: »Alle Anstrengung im Wissen und Können und Wählen geht auf das Gute« hat er seine Untersuchung der menschlichen Praxis, die »Ethik«, eröffnet. Aber ebenso fest stand ihm, daß auch das theoretische Interesse keiner Legitimation bedarf und jeden Menschen beseelt. Der erste Satz seiner Metaphysik lautet: »Alle Menschen verlangen von Natur nach Wissen« – von Natur, nicht allein um der Daseinsbewältigung und Lebenserhaltung – nein, gerade auch um des Glückes, dieser Erfüllung der eigenen Natur willen. Auch wo es auf den praktischen Erfolg allein ankommt – und das ist in den Anwendungen von Wissen durchweg der Fall – die Medizin ist das klassische Beispiel, das der Arztsohn Aristoteles dabei im Auge hat –, bleibt

der Vorrang des Wissens anerkannt. Wissen erfüllt sich in der Mathematik, die es mit Unveränderlichem zu tun hat und erst recht in der Philosophie, die das bleibende Wesen der Dinge aus ihren Ursprüngen, dem, was wir Prinzip nennen, denkt. Das höchste Glück der Menschen liegt in der »reinen Theorie«. Das bezeugt sich im Wachsein, diesem Wunder unseres vegetativen Rhythmus, das für uns Sehen und Denken bedeutet und damit das »Da«. – Auch das Göttliche kann sich in nichts anderem bewegen und erfüllen als im Genuß dieses Da, das es für sich selber ist.

Doch wußte Aristoteles wohl: menschliches Selbstverständnis erfüllt sich nicht nur in den Freuden der Erkenntnis, der Einsicht, des Verstehens der Dinge und der Menschen, der Maße und der Zahlen, der Welt und des Göttlichen – sein Interesse galt auch der Besonderheit menschlicher Lebenspraxis, die den Menschen aus den naturhaften Gebundenheiten der anderen Lebewesen heraushebt und ihn als gesellschaftliches Wesen seine eigenen Bindungen, Sitten und Ordnungen schaffen läßt. In beidem, im Aufbau seiner gesellschaftlichen Praxis wie in seiner Hingabe an reines Wissen, an das Sehen, an das Denken, steht der Mensch in seiner Auszeichnung. Er ist das Wesen, das den Logos hat: er hat die Sprache, er hat den Abstand zu dem unmittelbar Andrängenden, er ist frei im Wählen des Guten und frei zum Wissen des Wahren – und er kann sogar lachen. Im tiefsten Grunde ist er ein »theoretisches Wesen«.

Das wird im Laufe des geschichtlichen Lebens seine verschiedensten Gewichtungen erfahren. Nachdem das Lampenlicht des Privaten im antiken Leben zu scheinen beginnt, mag einer als Stoiker von dem öffentlichen Leben sich zurückziehen oder seinen Platz darin ausfüllen – noch als Herrscher der Welt wird

er die Einkehr zu sich selbst als die eigentliche Aufgabe seines Lebens festhalten. Oder mag er als Epikureer gegenüber dem verführerischen Drang des Wissens und Forschens Zurückhaltung üben und den beschaulichen Frieden des Gartens hüten, oder mag er von dem religiösen Sehnen des Zeitalters ergriffen der Versenkung in den göttlichen Weltengrund und Ursprung zufallen – immer ist es Schauen, vom Beschaulichen der inneren Freiheit über das Anschauen der ganzen großen Weltordnung bis zur Schau des Göttlichen. Das lateinische Äquivalent zu *theoria*, die Kontemplation, füllt mehr und mehr das Ganze dieses theoretischen Lebensideals aus.

Contemplatio – die *vita contemplativa* – bestimmt sich gegenüber der *vita activa* neu, als mit der Ausbreitung des Christentums die Weltgötter vor dem überweltlichen Gott vergehen und damit die Welt selbst nicht mehr göttlicher Verehrung teilhaftig, ihre Erforschung und Ergründung aus reiner Frage-
lust und reinem Wissensdurst nicht mehr das letzte Ziel ist. Von nun an wird sie als göttliche Schöpfung von Gott her gedacht, als Ausdruck seiner Allmacht, Weisheit, Güte, und insofern die Welt überhaupt in die *contemplatio* einbezogen ist, mit der sich die Seele auf Gott wendet, ist sie nichts als ein Spiegel, ein *speculum* Gottes: die *contemplatio* ist zugleich *speculatio*.

Damit vollzieht sich aber nicht nur eine Umlenkung der theoretischen Leidenschaft der Menschen, von der Welt hin zu Gott, sondern zugleich eine Umwertung des elementaren Wissensdurstes, auf den sich Aristoteles in voller Unschuld berufen konnte: Das Verlangen nach Wissen wird zur Neugier, zur *curiositas*.

Es ist wahr, die *mirabilia*, das Wunderbare, die großen Weltwunder, waren von jeher, vom Schifferlatein der Odyssee bis zu Plinius' *naturalis historia*, eine Quelle von Weltkenntnis

und eine Einladung zur Erforschung der Fremde, aber Neugier war das nicht, nicht dieses Laster des gedankenlosen Be-gaffens, das bei nichts verweilt, in nichts sich vertieft, sondern je vom nächsten Neuen weggezogen wird. Nichts veraltet ja so schnell wie das nichts als Neue. Es ist eine ungeheure Herausforderung der menschlichen Natur, das Wissenwollen als Neugier zu verdächtigen. Dahinter steht eine radikale Abwertung der sichtbaren Welt. Sie spricht sich in Augustins Polemik gegen die *curiositas* aus.

Wieder erzählen uns Wörter eine ganze Geschichte. Daß das Neue immer ambivalent ist und gegensätzliche Aufnahme findet, versteht sich. Aber es ist doch bezeichnend, daß der abwertende Sinn des Neuen in dem wissensdurstigen Griechen-volke kaum begegnet. Auch das lateinische Äquivalent, *curiositas*, ist zunächst nicht negativ getönt: es ist von *cura*, der Sorge und rühmlichen Sorgfalt abgeleitet. Selbst wenn *curiosus* in dieser im Grund bäuerlichen Sprache auch den abwertenden Sinn des Neugierigen haben konnte und wenn die vorausschauende Sorgfalt pflegliche Fernhaltung des unerwünschten Neuen meint, das aus der Zukunft kommen kann, liegt der Ton eben doch auf der Sorge und Vorsorge und gerade nicht auf der »Gier« nach Neuem. Die antignostische Frontstellung des Ambrosius und Augustin erst legt die Bedeutung von *curiositas* im negativen Sinne eindeutig fest.

Nun wäre es gewiß falsch, eine generelle Verpönung theoretischer Interessen der Kirche nachzusagen. Schließlich hat gerade die Entscheidung zum kontemplativen Leben, die der Einrichtung des Mönchtums zugrunde lag, die Überlieferung der griechischen Bildung und Wissenschaft weitgehend getragen. Was wüßten wir von den Alten ohne den Fleiß der schreibenden Mönche! Aber daß dieses fromme Tun mehr eine

Pflege der *literae* als Entfaltung von eigener theoretischer und Forschungsenergie war, liegt auf der Hand. Gott war und blieb der eigentliche Gegenstand der Kontemplation.

Es war eine wahre Explosion, die nicht nur das geozentrische, sondern auch das theozentrische Weltbild des Mittelalters zersprengte, als sich die neue Wissenschaft auf ihre mühevollen methodischen Wege begab. Mit dem 17. Jahrhundert – seit Galilei – wird die mathematische Konstruktion idealisierter Bewegungsverhältnisse zur Methode der Wirklichkeitserkenntnis erhoben. Ihr gelingt der Aufbau der klassischen Mechanik, und das führt am Ende dank Newtons Vereinigung derselben mit der Himmelsmechanik ein neues Weltgefühl herauf, das auch das theoretische Lebensideal verändert: Wissenschaft wird zur Forschung.

Das bedeutet nach zwei Seiten etwas Neues: »Die Wissenschaft« wird eine anonyme Größe. Der einzelne Forscher ist nicht der Mann, in dem »die Wissenschaft« Gestalt und Wirklichkeit hat – er ist einer von den Vielen, deren Forschungsergebnisse zwar zur Wissenschaft beitragen, aber im gleichen Augenblick früher für »wahr« Gehaltenes überholen. »Die Wissenschaft« löst sich auf in beständige Selbstüberholung. Sie ist nicht länger *doctrina*, in der man das Wahre weiß, lehrt und lernt.

Darin liegt aber zweitens: sie wird zum großen Unternehmen des Eindringens in unbekannte Bereiche, dem weder ein menschliches noch ein göttliches Halt geboten wird. Ihr Weg der methodischen Forschung bedeutet Selbstvergewisserung der Vernunft. Denn nur ein übelgesinnter Gott könnte »die Wissenschaft« ganz in die Irre treiben – falls er unsere mathematische Vernunft zu verwirren vermöchte. Nun geht es nicht

mehr um die spekulative Betrachtung der göttlichen Schöpfung in ihrer sinnlichen Gestaltenfülle, an der sich Gottes Weisheit verehren läßt – in der mathematischen Abstraktion enthüllen sich Gesetzlichkeiten, die den Sinnen verborgen sind. Nur auf dem Wege der Mathematisierung der Erfahrungserkenntnis nähert sich der Forscher dem nie endgültig erreichbaren Ziel, das Buch der Natur zu verstehen, das Gott mit seinem Finger geschrieben hat.

Indem das Interesse der theoretischen Erkenntnis sich der Logik der Forschung übergibt und sich zugleich damit als eine Weise der Selbstvergewisserung darstellt, versteht es sich als Ausdehnung der Macht der Menschen durch Wissen. So liegt es in der Natur der Sache, daß sich die Spannung zwischen einer Theorie von abstrakter Allgemeinheit, die nicht nur mit der Würde der Wissenschaft auftritt, sondern auch die Normierung der Praxis betreibt, und der eingebürgerten, durch lange Gewöhnung festgewurzelten Praxis gerade im Zeitalter der Wissenschaft verschärfen mußte. Sie wird zum Kampf der Wissenschaft von morgen gegen die Wissenschaft von gestern, welche von der Praxis der Verwaltung verteidigt wird. Weiß die Praxis selber nichts?

Man muß sich die doppelte Frage stellen: Ist Theorie vielleicht noch mehr, als was durch die moderne Institution der Wissenschaft zur Darstellung kommt? Und: Ist vielleicht auch Praxis mehr als bloße Anwendung von Wissenschaft? Sind Theorie und Praxis überhaupt richtig unterschieden, wenn sie nur von ihrem Gegeneinander her gesehen sind?

Zwar, der Fortschrittsoptimismus der Aufklärung ist schon im 18. Jahrhundert nicht unangefochten geblieben. Rousseau, Herder, Kant haben die Grenzen dieses ›Vernunftstolzes‹ ins allgemeine Bewußtsein gehoben. Wenn Kant zum Verteidiger

der Theorie gegen das Mißtrauen des Praktikers in seiner eingangs zitierten Schrift wird, meint er nicht die Wissenschaft und ihre Anwendung in der Praxis, sondern einen Vorrang der Theorie innerhalb der Praxis selber: gegenüber dem schwankenden und unsicheren Kalkül des eigenen Vorteils stellt für den handelnden Menschen die Unbedingtheit dessen, was er als seine Pflicht weiß und rein aus Vernunft erkennt, gerade auch das praktische Richtige dar: Der Primat der praktischen Vernunft vermag in der Tat den uferlosen Pragmatismus einzuschränken – eben wie die Kritik der reinen Vernunft das haltlose Vernünfteln des rationalistischen Dogmatikers widerlegte. Grundsätzlicher noch versuchte der aus Kantischen Anstößen sich entwickelnde deutsche Idealismus, dem Begriff der ›Wissenschaft‹ seinen vollen Reichtum zurückzugeben und die Einheit von theoretischer und praktischer Wissenschaftslehre auf dem Primat der praktischen Vernunft zu begründen. Wissenschaft hat hier noch den Sinn von Wissen und Kunde, wie er etwa in der altertümlichen Redensart weiterlebt ›von etwas Wissenschaft haben‹. Wissenschaftslehre meint also nicht Wissenschaftstheorie, sondern philosophische Ableitung des menschlichen Wissens überhaupt. Damit sollte zugleich das Grundanliegen befriedigt werden, das die neuzeitliche Philosophie beschäftigte, nämlich die moderne Wissenschaft in die Philosophie, die Erbwalterin des älteren Menschheitswissens, zurückzugliedern. Der letzte Versuch, diese Aufgabe zu erfüllen, war damals in der Romantik unternommen worden. So hatte Hegels spekulative Synthese aller Erscheinungsformen des Geistes in Kunst, Religion und Philosophie, d. h. in Anschauung, Andacht und Gedanke, die ganze Wahrheit zu versammeln gemeint. Dieser romantische Traum war bald ausgeträumt. Die spekulative Synthese des Idealismus erlag

dem Ansturm der Erfahrungswissenschaften, die damals ihren Siegeszug begannen. Die idealistische Naturphilosophie wurde zum Gespött, und die idealistische Verklärung der politischen Wirklichkeit hielt ebensowenig stand. Das neue Zauberwort der Epoche hieß »Fortschritt«. Das mußte das Ideal der Theorie ins philosophische Abseits drängen. Die Wissenschaft sollte die allgemeine Wohlfahrt bringen. Nur als ein eschatologischer Traum bewies sich die Lebenskraft des kontemplativen Ideals, etwa, wenn Marx den wahren Humanismus der Zukunft in der Aufhebung der Arbeitsteilung erblickte.

Das bürgerliche 19. Jahrhundert geriet, philosophisch gesehen, mehr und mehr unter das Gestirn Schopenhauers. Das ist eine der merkwürdigsten Fügungen im Leben des Gedankens: Schopenhauer, ein Kind der Goethezeit und der idealistisch-romantischen Reaktion auf die Extreme der Aufklärung, hatte als ein Berliner Privatdozent 1819 sein Hauptwerk, »Die Welt als Wille und Vorstellung«, veröffentlicht. Es war ungehört geblieben – um 50 Jahre später zur Modephilosophie des Bürgertums aufzusteigen, den Richard Wagner-Kult zu tragen und schließlich in der Geschichte der »Buddenbrooks« sein literarisches Denkmal zu finden. Schopenhauer sah in der Natur wie im menschlichen Leben die gleiche blinde und grausame Energie des Willens am Werke und fand die Versöhnung mit dieser furchtbaren Wirklichkeit in der reinen Betrachtung, im interesselosen Wohlgefallen, in dem aller Wille zur Ruhe gekommen ist. Das war eine freie Fortbildung Kantischer Gedanken. Die Erlösung von dem blinden Willen erfüllte sich in seinen Augen in der versöhnenden Macht der Kunst. Indische Weisheit, die die Auflösung aller Individualität im All-Einen als den Heilsweg lehrte, trat hinzu und vollendete das Ideal der Kontemplation als Befreiung von dem Druck einer

immer prosaischeren Wirklichkeit. Für den Kunstbegriff und das Kulturleben des 19. Jahrhunderts sollte das bezeichnend werden.

Für unsere Fragestellung bedeutet das aber nicht weniger, als daß das Fortschrittsbewußtsein der liberalen Ära, das sich auf Wissenschaft und Technik gründete, für solche Kontemplation lediglich Fluchtbezirke aussparte. Das konnte sich auch und gerade im Bewußtsein des einzelnen Forschers zur Geltung bringen, der dank der öffentlichen Wissenschaftsförderung ökonomisch freigestellt war. Mehr denn je konnte er als Person dem Enthusiasmus des Erkennens folgen, der seinen Beruf ausmachte. Mehr und mehr aber steuerten die technischen Anwendungen der Wissenschaft den zivilisatorischen Prozeß und das Leben der Gesellschaft. So mußte das Privileg der freien Forschung und das theoretische Selbstgefühl, das ihm entsprach, im öffentlichen Bewußtsein zunehmend unter den politischen Druck der Pragmatik geraten. Eine hochindustrialisierte Wirtschaft baute sich seit Beginn unseres Jahrhunderts mehr und mehr in der Richtung auf zweckgebundene Großforschung aus. Die rein theoretischen Interessen der wissenschaftlichen Forschung gerieten in eine Art Verteidigungsstellung. Man fand solche Verteidigung in der Unterscheidung und Auszeichnung derselben als Grundlagenforschung, die für allen wissenschaftlichen und technischen Fortschritt unentbehrlich bleibe. Damit wurde im Zeitalter des neuen Sozialutilitarismus, der das 20. Jahrhundert erfüllte, dem Interesse der reinen Theorie eine bescheidene Freistatt gewahrt, aber die pragmatische Gesamtperspektive erfuhr dadurch keine Einschränkung. Selbst noch die Schätzung der Theorie dient dem Lobe der Praxis. Theorie hat sich vor dem Forum der Praxis zu rechtfertigen.

Das von der Wissenschaft geprägte Kulturbewußtsein der Neuzeit ging freilich Hand in Hand mit einer sich immer mehr steigenden Kulturkritik, die sich am Anfang unseres Jahrhunderts noch steigerte. Die Entfremdung zu dem modernen Bildungs- und Arbeitsleben wuchs, und so traten mannigfache Protestbewegungen auf, wie jener großartig romantische Kinderkreuzzug der Jugendbewegung, der vor dem Ersten Weltkrieg bereits die Schwelle des technokratischen Zeitalters markierte. Es kam zu vollem Ausbruch in den Materialschlachten des Ersten Weltkrieges. Der europäische Fortschrittsoptimismus und der bürgerliche Bildungsidealismus konnten diese Katastrophe nicht überstehen. Spenglers Vision vom Untergang des Abendlandes sprach die erschütterte Lebensstimmung vollendet aus. So mußte der idealistische Begriff der Selbstverwirklichung des Geistes seine Verbindlichkeit verlieren, zumal die akademischen Formen der Philosophie über Variationen zu der idealistischen Synthese der Goethezeit nicht hinausgekommen waren. Das Selbstbewußtsein, dieses *fundamentum inconcussum* des neukantianischen Cartesianismus und die auf es gegründete Erkenntnistheorie verfiel tieferen Zweifelsbewegungen, die teils von den großen Romanciers der Epoche, teils von dem extremen Radikalismus Nietzsches, von der Ideologiekritik und von der Psychoanalyse aufgelöst wurden.

Die acht Jahrzehnte, die wir von unserem Jahrhundert der Weltkriege und der Weltkrisen zu überblicken vermögen, rücken unter diesem allgemeinen Aspekt seltsam zusammen, und daran liegt es wohl, daß das philosophische Bewußtsein seit der Krisis des Ersten Weltkrieges eine gewisse Konstanz bewahrt hat. Das Zeitbewußtsein, das es spiegelt, hielt am

Ende bei allem Auf und Ab kurzfristiger Schwankungen auf eine erstaunliche Weise durch. Der Erste Weltkrieg hatte Europas Selbstbewußtsein zerbrochen. Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen sollten den aufsteigenden Großkontinenten Amerika und Rußland bei aller Verschiedenheit ihrer Erfahrungen die eigenen Grenzen fühlbar machen. Es sind nicht mehr so sehr die machtpolitischen Verschiebungen im Verhältnis dieser Mächte zueinander und die Grundverschiedenheit ihrer Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme, als das unerbittliche, für sie beide in gleicher Weise geltende Schrittgesetz der Industrialisierung, das das gefährdete Selbstbewußtsein unserer Epoche bestimmt.

Die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts hat diese Industrialisierung über den gesamten Erdball auszudehnen begonnen. Wir wissen nicht, durch welche Spannungen die globale Ausweitung dieses Prozesses noch führen wird, ehe die ungleiche Entwicklung der Länder dieser Erde zu einem Ausgleich kommen mag. Wir wissen auch nicht, ob das lebensgefährliche Mißverhältnis zwischen der Schärfe unserer Waffen und der Schwäche unserer Weisheit, das die Menschheitskultur von heute kennzeichnet, die Menschheit in Katastrophen und Selbsterstörung stürzen wird. Jedenfalls aber ist es nicht mehr allein romantische Kulturkritik oder die ressentimenthafte Ohnmacht blinder Revolten, was den Fortschrittsglauben unterhöhlt. Das Schema steigender Wohlfahrt, wachsenden Lebenskomforts und allgemeinen Ausgleichs erweist sich aus seinen eigenen Bedingungen als ebenso utopisch wie seinerzeit die moralische Zuversichtlichkeit der Epoche der ersten Aufklärung. Sie war damals durch Rousseaus berühmte Antwort auf die Preisfrage der Akademie von Dijon widerlegt worden. Es scheint, als bedürfe es heute der Widerlegung nicht, daß

der Zukunftsweg der Menschheit noch von anderen Dingen abhängt als von der technischen Erfindungskraft und der Geschicklichkeit, mit den Engpässen einer globalen Industrialisierung fertig zu werden.

All das mußte sich in den philosophischen Anstrengungen unseres Jahrhunderts spiegeln. Der Vorrang des Selbstbewußtseins, der als das Kennzeichen der neueren Philosophie zu gelten hat, steht in einem engen Zusammenhang mit den neuzeitlichen Begriffen von Wissenschaft und Methode. Denn der Methodenbegriff der Neuzeit unterscheidet sich gerade dadurch von den älteren Weisen des Welterkennens und der Welterklärung, daß er einen Weg der Selbstvergewisserung darstellt. Der Primat des Selbstbewußtseins ist der Primat der Methode. Das ist wörtlich zu verstehen: Nur das ist Gegenstand einer Wissenschaft, was die Bedingungen methodischer Erforschbarkeit erfüllt. Das bringt mit sich, daß es um die moderne Wissenschaft Rand- und Grauzonen von Halbwissenschaft oder Pseudowissenschaft gibt, die den Bedingungen der Wissenschaftlichkeit nicht voll genügen und damit trotzdem vielleicht nicht ohne Wahrheitswert sein können. Es gibt aber darüber hinaus eine weit grundsätzlichere Begrenzung der Möglichkeiten moderner Wissenschaft. Sie liegt überall dort vor, wo Objektivierung und methodische Vergegenständlichung eine grundsätzlich unangemessene Zugangsweise darstellen. Von dieser Art ist vieles, was uns im Leben begegnet, und einiges, das gerade darin seine einzigartige Bedeutung besitzt.

Da ist zunächst der andere Mensch, der ebenso sehr ein Ich ist wie ich selber. Wir kennen dies in der Philosophie als das transzendente Problem der Intersubjektivität. Wie kann das,

was im Selbstbewußtsein seine letzte Ausweisung finden muß und sich damit als Gegenstand unseres Bewußtseins bestimmt, selber etwas sein, das für unser Erkennen nicht einfach ein gegebener Gegenstand ist, sondern das für sich selber ist, Selbstbewußtsein ist? Aber es ist das nicht nur ein Rechtfertigungsproblem, das dem Transzendentalphilosophen zu schaffen macht. Eine letzte Verslossenheit, die keine Veranstaltung des Beobachtens aufzubrechen vermag, scheint mit dem Fürsichsein gegeben, eine letzte Verweigerung und unerreichbare Andersheit. Und doch ist unsere Erfahrung genau die umgekehrte. Gerade zwischen Mensch und Mensch gibt es ein Sich-Öffnen und eine Vertrautheit, die den anderen nicht als den anderen, als eine Grenze des eigenen Bei-mir-Seins erfahren läßt, sondern als eine Steigerung, Ausweitung, Ergänzung meines eigenen Eigenseins, ja als die Brechung meines Eigensinns, durch die ich Wirkliches anerkennen lerne. Was ist das, diese Vertrautheit?

Oder nehmen wir ein anderes Beispiel, das obendrein in eine Problematik moderner Wissenschaftlichkeit unmittelbar hineinführt. Ich meine den eigenen Leib. Zwar sind die Prozesse, die in ihm vorgehen, auf denen unsere Gesundheit oder Krankheit beruht, Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung, und es ist der Stolz der wissenschaftlichen Medizin, daß sie nicht ein unerklärliches Heilwissen praktiziert, sondern aus wissenschaftlicher Erkenntnis begründete Wege der Einflußnahme und eine Heilung versprechende Behandlung sucht. Aber wieder ist es doch weit mehr als jene dem Arzt oft recht fühlbare Grenze seiner Erkenntnismöglichkeit, die für ihn die Leiblichkeit des anderen als etwas begeben läßt, in das er nicht voll hineinsehen kann. Das eigentliche Rätsel ist vielmehr, daß einem jeden seine eigene Leiblichkeit, die sich dem

Beobachter so weitgehend verbirgt, zutiefst vertraut ist – so vertraut, daß es fast schon wie eine Störung empfunden wird, wenn sie überhaupt seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Wieder möchte man fragen: Was ist diese Vertrautheit? Doch gewiß nicht eine höhere oder niedere Form von Selbstbewußtsein. Und so wenig wie der andere, mit dem ich vertraut bin und der mir vertraut ist, mein Gegenstand ist, so wenig ist mein Leib mein Gegenstand.

Die Beispiele von Vertrautheit, die ich wählte, sind nicht so zufällig ausgesucht, wie das an sich erscheinen mag – angesichts aller jener unauslotbaren Hintergrundtiefen unvordenklicher Vertrautheit, die uns von der trivialsten Gewöhnung bis zu dem Zauber von Heimat, Muttersprache, Kindheitserfahrung und so weiter tragen. Die Beispiele haben ihre eigene Auszeichnung im Zusammenhang unserer Fragestellung. Die Vertrautheit, die der eigene Leib für einen jeden besitzt, besteht nicht allein darin, daß die Andersheit des anderen, die die Naturhaftigkeit der eigenen Leibbestimmtheit für unser bewußtes Dasein darstellt, aufgehoben oder unmerklich ist. Indem der Leib als das Vertraute nicht wie ein Widerstand auf sich sieht, gibt er uns gerade frei und läßt uns offen sein für das, was ist. Ebenso hatten wir in der Eingefügtheit des einzelnen in die – noch so verschieden bestimmte – Vertrautheit unserer menschlichen und gesellschaftlichen Beziehungen mehr erkannt als eine Schranke unserer Reduktion zum objektiven Beobachter. Sie gerade lehrt uns erst – in der Anerkennung des anderen – Wirklichkeit anzuerkennen, und sei es die ferner Zeiten oder fremder Völker.

So rühren wir hier an die Wurzel dessen, was wir Theorie nennen dürfen: Sehen dessen, was ist. Das meint nicht die Trivialität der Feststellbarkeit von tatsächlich Vorhandenem.

Auch in den Wissenschaften definiert sich ja die »Tatsache« nicht als das bloße Vorhandene, das man durch Messen, Wägen, Zählen festmacht, »Tatsache« ist vielmehr ein hermeneutischer Begriff, das heißt, stets bezogen auf einen Zusammenhang des Vermutens oder Erwartens, einen Zusammenhang des forschenden Verstehens komplizierter Art. Nicht ganz so kompliziert, aber um so schwerer zu leisten ist es in der Lebenspraxis eines jeden, zu sehen, was ist, statt dessen, wovon man wünschte, daß es sei. Die grundsätzliche Ausschaltung von Vorurteilen, die die methodische Wissenschaft vom Forscher fordert, mag ein mühevoller Vorgang sein – sie ist immer noch leichter als die aus dem eigenen Selbstgefühl – des einzelnen oder derer, denen er zugehört und auf die er hört – Gruppe, Volk, Kultur – ständig neuaufsteigenden Illusionen zu überwinden und zu sehen, was ist. Das Geheimnis aller Herrschaftsausübung, die Dämonie der Macht und ihr Gegenpol, die Weisheit politischer Verfassung, liegt hier verborgen.

Es scheint mir hilfreich, jetzt an den ursprünglichen, griechischen Sinn von Theorie, *theoria* zu erinnern. Das Wort meint Beobachten, zum Beispiel von Sternkonstellationen, Zuschauer sein, zum Beispiel bei einem Schauspiel, oder Teilnehmer an einer Festgesandtschaft sein. Es meint nicht ein bloßes »Sehen«, das Vorhandenes feststellt oder Informationen speichert. *Contemplatio* verweilt nicht bei einem bestimmten Seienden, sondern in einem Bereich. *Theoria* ist nicht so sehr der einzelne augenblickliche Akt als eine Haltung, ein Stand und Zustand, in dem man sich hält. Es ist »Dabei-Sein« in dem schönen Doppelsinne, der nicht nur Anwesenheit meint, sondern auch dies, daß der Anwesende »ganz dabei« ist. So ist einer Teilnehmer an einer rituellen Prozedur

oder an einer Zeremonie, wenn er in der Teilnahme an derselben aufgeht, und das schließt immer auch ein, daß man mit anderen oder möglichen anderen am Gleichen teilhat. »Theorie« ist also nicht in erster Linie ein Verhalten, durch das man sich eines Gegenstandes bemächtigt oder ihn sich durch Erklärung verfügbar macht. Sie hat es mit einem Gut anderer Art zu tun.

Es gibt zwei sehr wesentlich verschiedene Arten von Gütern. Die einen sind von der Art, daß wir sie zu erwerben suchen, um sie zu gebrauchen oder sich in ihren Besitz zu möglichem Gebrauch zu bringen. Zu ihrem Wesen gehört, daß das, was der eine besitzt und in Gebrauch nimmt, der andere nicht haben kann. Es sind die Güter, die zu verteilen sind und auf deren gerechte Verteilung sich jeweils die Bemühung moderner Staatsverwaltung richtet. Und es gibt andere Güter, die nicht von der Art sind, daß sie, wenn sie dem einen gehören, keinem anderen gehören können. Ja, sie sind sogar von der Art, daß sie keinem gehören und gerade dadurch für einen jeden etwas sind, woran er ganz teil hat. Augustinus gebraucht für diesen Unterschied im »Haben« eines Gutes den Gegensatz des *uti* und *frui*, des Brauchens und Verbrauchens und des Umgangs, der seine Frucht in sich selbst trägt. Für Augustin war letzteres die auf Gott gerichtete Kontemplation – das weltgerichtete Wissensverlangen verurteilte er als Neugier. Aber auch alle anderen Weisen, in denen der Mensch vom Blick auf das Nützliche sich löst und sich »rein theoretisch« verhält, alle Bereiche, die wir Kunst und Wissenschaft nennen, aber gewiß nicht nur sie, gehören hierher. Überall, wo wir etwas »schön« finden, fragen wir nicht nach seinem Warum und Wozu – welches menschliche Leben erscheint uns noch menschlich, das an solcher »Theorie« nicht teilhätte?

Ist es so romantisch, von Theorie wie von einer Lebensmacht zu sprechen, an der alle Menschen Anteil haben? Man muß nicht ein bestallter Lobredner der Theorie sein, um zu erkennen, daß Theorie sich nicht im unmittelbaren Dienst für die Praxis erschöpft. Gewiß war es ein langer Lernprozeß, der durch ungezählte Jahrtausende ging, in denen die Menschheit die eigenen Lebenschancen langsam verbesserte, indem sie immer wieder neue Erfindungen machte und immer neue Fertigkeiten ausbildete, angefangen mit der Erlernung der Handhabung des Feuers als Abwehrwaffe wie als Wärmequelle und Beginn der Technik. Aber daß schließlich in dem vorwitzigen intelligenten Völkchen der Griechen theoretisches Bewußtsein zu sich selbst erwachte und Wissenschaft zur Ausbildung kam, ist nicht ein selbstverständliches Produkt solcher Entwicklung. Hohe und reife Kulturen, die an Niveau nicht im geringsten zurückstanden, haben den Schritt zur theoretischen Wissenschaft dennoch nicht getan.

Aber hat es nicht etwas Komisches, wenn wir bei dem nüchternen Aristoteles lesen, wie er sich die erste Freisetzung theoretischen Wissens vorstellte? Nach der damaligen griechischen Überzeugung wurde sie den Ägyptern verdankt, weil dort die Priesterkaste von aller Arbeit für das Notwendige befreit war und Muße für den theoretischen Müßiggang hatte. Das pragmatische Schema, daß erst das Nötige beschafft sein müsse, dann erst das Überflüssige und Schöne gepflegt werden könne, reicht offenbar nicht aus.

Plato hat in seiner Staatsutopie sehr anschaulich gezeigt, was wir in unserer modernen Zivilisation auf drastische Weise erleben, daß der Gesichtspunkt der Bedürfnisse und der Wünschbarkeiten eine in sich unbegrenzbare Perspektive eröffnet. Ein Staat der glückhaften Harmonie zwischen Bedürf-

nissen und ihrer Befriedigung ist kein menschlicher Staat überhaupt. Denn die Bedürfnisse wachsen von selbst. Die *hedone* (Lust) gehört der Gattung des *apeiron* (Grenzenlosen) an.

Nicht nur unsere Selbsterkenntnis hindert uns, in der vollendeten Befriedigung menschlicher Bedürfnisse die vorgängige Bedingung zu erblicken, deren Erfüllung erst Theorie erlaubte. Unsere historische Forschung belehrt uns ebenso anschaulich genug, was wir in unserer Welt aufs drastischste erleben, daß der Standpunkt der Bedürfnisse und der Wünschbarkeiten ein in sich unbegrenzbarer ist. Je mehr die Spatenforschung die frühen Jahrtausende der menschheitsgeschichtlichen Vorgeschichte erschließt, desto deutlicher sehen wir, daß es auch den frühen Geschlechtern der Menschen nicht allein auf das Überleben ankam. Bestattungsriten begleiten den Weg der Menschheit, und was sie auch bedeuten mögen, welcher Protest gegen den Tod oder welche Anerkennung und Annahme des Todes darin auch liegen mag – jedenfalls verraten die Weihgaben, die aus diesen Gräbern ans Licht kommen, einen immer neuen überraschenden Reichtum schmückenden Überflusses und nicht eine Beschränkung auf das Nötige. Der späte Entwurf einer Kulturgeschichte und Kulturentstehungstheorie, den Aristoteles bezeugt, wenn er das Schöne und lediglich Theoretische für das Produkt späten priesterlichen Müßiggangs erklärt, trägt offenkundig beschränkte Züge eines aufklärerischen Denkens.

Aber was Aristoteles mit dieser beiläufigen Geschichtskonstruktion eigentlich begründen will, ist mehr. Menschliches Leben will das »Gute«. Wie alles Lebendige, ist auch der Mensch auf die Erhaltung seiner selbst bedacht. Das denkt in ihm von selber: aber er ist auch selber ein Denker. Ein jeder

fragt sich, wie er leben soll. Er sucht seine Erfüllung in einem glücklichen Leben – und das erschöpft sich nicht in Erwerb und tätigem Erfolg, sondern ist gerade auch Hingabe an das, was ist, was zu sehen ist, was schön zu sehen ist. Der große Meister derer, die da wissen, der für zwei Jahrtausende seine in vielem so falsche, in vielem so menschliche Physik begründete, hat zwar als erster eine praktische Philosophie entwickelt, die auch im menschlichen Treiben Ordnungsgedanken findet, und hat als erster die Verfassungsformen des politisch-gesellschaftlichen Lebens erforscht – er hat gleichwohl nicht aus Anpassung oder Mangel an Konsequenz dem theoretischen Lebensideal den Vorrang eingeräumt. Er konnte damit nicht meinen, daß es je für einen Menschen ein kontemplatives Leben gäbe – als bliebe er nicht immer an seinen Leib gebunden und in praktisch-politische Bezüge verflochten, von denen aus er die Sammlung auf das Wahre und Wesentliche praktisch zu leisten hat. Wir haben nicht die Wahl, Götter zu sein oder Menschen – und als Menschen sind wir nicht wie das immerwache Göttliche, sondern leibliche Naturwesen. Als Menschen sind wir auch immer Mensch unter Menschen, ein gesellschaftliches Wesen, und nur aus der Praxis dieses Menschseins kann einer oder der andere sich – von Zeit zu Zeit eine Weile – der reinen Erkenntnis zuwenden.

Sollte sich so auch das alte Problem der aristotelischen Theologie lösen, das darin besteht, daß das »Denken« des Gottes nichts anderes als sich selbst denken kann – obwohl doch Denken immer Denken von etwas ist und nur »daneben« auch Innesein seiner selbst? Wenn *noein theorein* ist, dann ist es eben keine sinnvolle Frage, was der Gegenstand solcher Kontemplation sein kann: es ist das Wie des Hingebenseins an das, was ist, was »für uns« eine höchste Erfüllung unseres »Da«

ist – nicht ein »Selbstbewußtsein«, aber eben jene Steigerung des Lebens, die die Griechen *theoria* nannten und in deren dauerhafter Gegenwart für sie das Göttliche bestand.

Es wäre nicht schwer zu zeigen, wieso die moderne Wissenschaft diesen Begriff von Theorie als ihre Lebensbedingung ihrerseits noch immer voraussetzt. Und doch, wo sind wir hingekommen? Haben wir es überhaupt noch bei solchem Rückgang auf die Grundverfassung des Menschen mit Theorie zu tun und nicht vielmehr mit Praxis, mit Erfahrungen des Zutunhabens von Menschen mit Menschen und mit Dingen, die wir gewiß nicht theoretische nennen möchten. Oder wie ist das? Ist Theorie am Ende eine Praxis, wie schon Aristoteles betont hat, oder ist gar Praxis, wenn sie nur wahrhaft menschliche Praxis ist, immer zugleich Theorie? Ist sie, wenn sie menschlich ist, nicht ein Wegsehen von sich selbst und Hinsehen auf den anderen, ein Absehen von sich selbst und ein Hinhören auf den anderen? So ist das Leben die Einheit von Theorie und Praxis, die jedermanns Möglichkeit und Aufgabe ist. Absehen von sich, Hinsehen auf das, was ist; das ist die Art eines gebildeten, fast hätte ich gesagt, eines göttlichen Bewußtseins. Es muß kein durch Wissenschaft und zur Wissenschaft gebildetes Bewußtsein sein – es muß nur ein menschlich gebildetes Bewußtsein sein, das gelernt hat, die Gesichtspunkte des anderen mitzudenken und die Verständigung über das Gemeinsame und Gemeinte zu suchen.

Aber was ist dann aus unserem Lob der Theorie geworden? Ein Lob der Praxis? Wie der einzelne eine Wiedereingliederung theoretischen Wissens in sein praktisches Lebenswissen ständig vollziehen muß, weil er Sachwissen braucht, wird auch für das Leben einer auf Wissenschaft gegründeten Kultur dasselbe gelten: ihre eigene Lebensbedingung besteht darin, daß

die rationale Organisation ihres zivilisatorischen Apparats nicht Selbstzweck ist, sondern ein Leben möglich macht, zu dem man »ja« sagen kann. Alle Praxis meint am Ende, was über sie hinausweist.

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

ELIAS CANETTI
und FRITZ SCHALK

in Bonn am 3. Juni 1980

Bei der Öffentlichen Sitzung in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn überreichte der Ordenskanzler ELIAS CANETTI und FRITZ SCHALK in Anwesenheit des Herrn Bundespräsidenten Karl Carstens die Ordenszeichen.

Herr GUTBROD sprach die Laudatio auf Herrn CANETTI:

Herr Bundespräsident,
hohe Festversammlung,
lieber Herr Canetti!

Die Mitglieder des Ordens Pour le mérite haben Sie in der Kapitelsitzung am 29. Mai 1979 zum ausländischen Mitglied des Ordens gewählt.

Ein Glücksfall! Handelt es sich doch bei Ihnen um ein nicht-deutsches Mitglied, das sich ganz bewußt zur deutschen Sprache durchgekämpft hat und sich als Meister in ihr erweist. Sie

haben sie nicht »... ererbt von Ihren Vätern ...«, Sie mußten sie sich aus eigener Kraft erwerben, um sie zu besitzen!

Ihr beglückendes Buch »Die gerettete Zunge« läßt uns Ihren eigenartigen Lebensweg nacherleben: die ersten Jahre in Rustschuck, damals zum Osten der k. u. k. Monarchie gehörig und bewohnt von Bulgaren, Türken, Spaniolen, Griechen, Albanesen, Armeniern und Zigeunern, auch von einigen Russen. Ihre Amme war Rumänin. Ihre Familie sprach spanisch. Aber beide Eltern liebten die in Wien erlernte deutsche Sprache und sprachen deutsch, wenn es die Kinder nicht verstehen sollten.

Durch Ihre Beschreibung wird diese reiche Umwelt mit den so verschiedenartigen Menschen auch für uns lebendig. Es sind beispielhafte Bilder, die bleiben.

1913 zog die Familie nach England. Nach dem frühen Tod des Vaters weiter über die Schweiz nach Wien. In Lausanne findet die entscheidende Begegnung mit der deutschen Sprache statt. Für den damals 8jährigen wurde es: »... eine spät und unter wahrhaftigen Schmerzen eingepflanzte Muttersprache«. In dieser Sprache schreiben Sie! Von der Peripherie kommend haben Sie sich zu ihr durchgerungen und dabei auch Ihre Mitte gefunden, aus der Sie heute wirken.

Es ist hier nicht der Ort, Ihr bisheriges Schaffen fachgerecht zu würdigen: den schon 1955 erschienenen Roman »Die Blendung«, die Dramen, Essays, Aufzeichnungen und Gespräche. Erst Ende der fünfziger Jahre wird in Fachkreisen Ihre Bedeutung erkannt.

Aber Sie haben auch den großen privaten Leserkreis, zu dem ich mich rechne und für den ich spreche: wir glauben zu spüren, daß Sie bei aller Disziplin Ihrer immer sachgerechten

Sprache doch vor allem mit dem Herzen schreiben, und wir lesen es mit dem Herzen und lieben Sie.

Ehrungen und Auszeichnungen sind Ihnen in großer Zahl zuteil geworden, ich nenne nur den großen österreichischen Staatspreis. Sie sind Mitglied zahlreicher Akademien.

Sie haben die Wahl in unseren Orden angenommen. Wir freuen uns auf Ihre Mitarbeit, freuen uns auf weitere Begegnungen mit Ihnen, die hoffentlich auch für Sie anregend sein werden.

Wir heißen Sie herzlich willkommen!

Herr CANETTI dankte mit folgenden Worten:

Ich danke Ihnen für die Aufnahme in diesen Orden, die mir unerwartet kam und über die ich auch heute noch, da ich die Freude habe, unter Ihnen zu sein, staune.

Unter den Mitgliedern, die in seiner ersten Stunde schon zu ihm gehört haben, sind solche, die mir zeit meines Lebens Vorbilder waren: Alexander von Humboldt und Jacob Grimm. Sie sind – das gehört zum Wesen von Vorbildern – unerreichbar. Sie sollen es sein, und sie werden es von Jahr zu Jahr mehr.

Ich hoffe, Sie verdenken es mir nicht, wenn ich, ein Neuling, diesen Orden als einen Ort vielfältigster Verehrung sehe. Hier will jeder an seine eigentlichen, seine geistigen Ahnen erinnert werden: die nämlich, deren Wahl ihm freistand. Es gibt nichts Besseres, als sich in ihrer Präsenz zu sagen, wie wenig man ist, heute, da das Meiste und Folgeschwerste zu tun wäre.

Herr SCHIEDER hielt folgende Laudatio auf Herrn SCHALK:

Als Fachfremdem, aber nicht persönlich Fremdem ist mir die schöne Aufgabe zugefallen, Sie als neues Mitglied des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste zu begrüßen. Als Nachfolger des unvergeßlichen Hugo Friedrich und vor ihm Karl Voßlers, Ernst Robert Curtius' und Walther von Wartburgs treten Sie in unseren Kreis. Ihr wissenschaftliches Werk, Ihr Wirken als akademischer Lehrer, Editor und Vermittler der romanischen Literatur an die deutsche Öffentlichkeit begründet diese Wahl. Die ganze Romanitas in ihren vielen sprachlichen und nationalen Verzweigungen ist in Ihren Arbeiten gegenwärtig, Linguistik und Literaturwissenschaft umfassen Sie noch als Einheit. Die Bedeutungslehre, Semantik der Wörter als Wortgeschichte, und die Geschichte als Hintergrund und Voraussetzung der Literaturen, die Einheit von politischem, gesellschaftlichem und geistigem Leben, wie Sie es in der Einleitung zu den französischen Moralisten dargestellt haben, die Aufklärung in allen ihren Dimensionen sind Schwerpunkte Ihres Schaffens. In seiner Weite fern allem Spezialistentum, weist es Sie als einen universell gerichteten Geist aus. Wir schätzen Sie als kritischen Kopf, der Wahrheit und Irrtum auch Wahrheit und Irrtum zu nennen wagt, ohne modische Worte zu verwenden. Jedes Gespräch mit Ihnen bestätigt dies aufs neue, und wir hoffen auf viele solche Gespräche in unserem Kreis.

Sie rühmen an den französischen Moralisten die Vereinigung von Wirkungsmächten, die in anderen Ländern getrennt nebeneinander hergehen, die lebendige Wechselwirkung entgegengesetzter Kräfte. Damit haben Sie auch Ihr eigenes Wirken beschrieben. Es zeigt Sie als einen vom romanischen

Geist mitgeprägten Gelehrten und zugleich als *homme de lettres*. Wir heißen Sie herzlich willkommen.

Herr SCHALK erwiderte folgendes:

Ich danke für die große Ehre, die mir durch die Aufnahme in diesen Orden zuteil geworden ist, und Herrn Kollegen Schieder für seine Worte der Begrüßung. Mit Recht hat er auf die Vorgänger meines Amtes hingewiesen, die diesem Orden angehört haben: Karl Voßler, Ernst Robert Curtius, Walther von Wartburg und Hugo Friedrich. Sie sind mir immer Leitbilder und ihre persönliche Freundschaft ist mir durch die Jahrzehnte ein wertvolles Geschenk gewesen. In ihren bedeutenden wissenschaftlichen Werken haben sie nicht nur die Einheit der Romanistik im traditionellen Sinne zu bewahren gewußt, sie waren zugleich auch von der Überzeugung getragen, daß das Studium der verschiedenen romanischen Literaturen nicht von den antiken Wurzeln abgelöst werden kann, und empfanden es daher als paradox, daß gerade in der Zeit, in der die Wissenschaft im Begriff ist, das Band mit der Antike immer enger zu knüpfen, das Studium der alten Sprachen an der höheren Schule einen erheblichen Rückgang zu verzeichnen hat.

Auch die Einheit von Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft – von Karl Voßler in programmatischer Form neu begründet – rechne ich zu dem mir überkommenen Erbe und habe es zu einem bescheidenen Teil zu mehren versucht in der Form einer historisch-literarischen Wort- und Begriffsgeschichte, in der sich die verschiedenen historischen und gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen miteinander verbinden konnten. Daß bei der gegenwärtig fortgeschrittenen

Spezialisierung nur ein Teil der sprachwissenschaftlichen Forschung in diesen Bereich der geistes-, literatur- und gesellschaftsgeschichtlichen Betrachtung gehört, kann man zwar nicht verkennen, es berührt aber das ideale Ziel ihrer Einheit nicht.

Das ganze Gebiet der Romanistik ist viel zu groß, als daß es einem einzelnen noch ganz gegenwärtig sein könnte, aber er kann immerhin ständig darauf bedacht sein, gleich wie durch ein Schlüsselloch in immer neue Bereiche der neuen und der alten Welt der Romania einzudringen. Es ist meine Hoffnung, in diesem Sinne zur Förderung der Tradition des Ordens beitragen zu können, dem ich noch einmal Dank sage, mir dazu die Gelegenheit gegeben zu haben.

ANHANG

Aus der Chronik des Ordens
1980

1. Zuwahlen

2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder

Elias Canetti
Fritz Schalk

3. Berichte über die

Ordenstagung in Bonn
Zwischentagung in Regensburg

4. Bildteil

Ordenstagung in Bonn
Übergabe des Ordenszeichens an Elias Canetti
Übergabe des Ordenszeichens an Fritz Schalk
Überreichung der Urkunde an Wolfgang Paul
Überreichung der Urkunde an Werner Reichardt
Überreichung der Urkunde an Leopold Reidemeister

ZUWAHLEN

Am 3. Juni 1980 in Bonn

a) Inländische Mitglieder

Prof. Dr.-Ing. WOLFGANG PAUL (Physiker)

Prof. Dr.-Ing. WERNER REICHARDT (Biologe)

Prof. Dr. phil. LEOPOLD REIDEMEISTER (Kunsthistoriker)

b) Ausländisches Mitglied

Sir KARL POPPER (Wissenschaftstheoretiker)

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Die Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

ELIAS CANETTI
und
FRITZ SCHALK

erfolgte am 3. Juni 1980 bei der Öffentlichen Sitzung in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn in Anwesenheit des Herrn Bundespräsidenten Karl Carstens. Die Laudationes sprachen hierbei Herr GUTBROD auf Herrn CANETTI, Herr SCHIEDER auf Herrn SCHALK (Seiten 95 ff. u. 98 f.).

TAGUNGSBERICHTE

Die offizielle Ordenstagung in Bonn

Die in- und ausländischen Ordensmitglieder kamen am Vor- und Nachmittag des 2. Juni 1980 zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung im Palais Schaumburg zusammen, an der am 3. Juni vormittags nur die inländischen Mitglieder teilnahmen.

Es waren zugegen:

Andreas ALFÖLDI
Hansjochem AUTRUM
Kurt BITTEL
Adolf BUTENANDT
Elias CANETTI
Helmut COING
Manfred EIGEN
Theodor ESCHENBURG
Hans-Georg GADAMER
Wolfgang GENTNER
Rolf GUTBROD
Friedrich August VON HAYEK
Rudolf HILLEBRECHT
George F. KENNAN
Sir Hans Adolf KREBS
Heinz MAIER-LEIBNITZ

Gerd MEYER-SCHWICKERATH
Kurt MOTHES
Walter ROSSOW
Sir Ronald SYME
Theodor SCHIEDER
Fritz SCHALK
Bartel Leendert VAN DER WAERDEN
Carl Friedrich FRHR. VON WEIZSÄCKER
Franz WIEACKER
Maria WIMMER
Hans WIMMER

Vom Bundesministerium des Innern:

Ministerialrat Rudolf KÖNIG
Irmgard SUCHANEK

Zu Beginn der Sitzung begrüßte der Ordenskanzler die Mitglieder des Ordens und überreichte ELIAS CANETTI, der zum ersten Mal nach seiner Wahl an einer Ordenstagung teilnahm, die Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden. Es wurden interne Ordensangelegenheiten besprochen und Zuwahlen in- und ausländischer Mitglieder vorgenommen.

Am Abend des 2. Juni gab der Rektor der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Herr Professor Dr. Hans-Jacob Krümmel, für die Ordensmitglieder und ihre Damen einen Empfang. Am 3. Juni waren sie mittags Gäste des Herrn Bundespräsidenten im Hotel Königshof. Mit dem traditionellen Beisammensein auf Einladung des Bundesministers des Innern, Herrn Gerhart Rudolf Baum, endete die Ordenstagung.

Bundespräsident Professor Dr. KARL CARSTENS hielt beim Mittagessen folgende Ansprache:

Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren!

Nach der Satzung von 1952, mit der Theodor Heuss den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste wiederbelebt hat, ist der Bundespräsident Protektor Ihres Ordens. Ihn nach Kräften zu fördern, ihm, wo immer das gewünscht wird, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, ist demnach eine der Pflichten, die ich mit meiner Wahl zum Staatsoberhaupt übernommen habe. Lassen Sie mich noch hinzufügen, daß ich die mir damit gestellte Aufgabe mit großer Freude wahrnehme und von mir aus bestrebt bin, mit dem Ordenskanzler und allen Mitgliedern des Ordens enge Verbindung zu halten.

Ich möchte damit die Wertschätzung zum Ausdruck bringen, die die Bundesrepublik Deutschland Ihrem Orden entgegenbringt, den der erste Bundespräsident einen »Aeropag des Geistes« genannt hat. Und welche erlauchten Geister kamen da bereits im Jahre 1842 unter dem ersten Kanzler Alexander von Humboldt zusammen! Das damalige geistige Deutschland steht vor uns, wenn wir die Namen der Mitglieder hören, die 1842 berufen wurden: Jacob Grimm, Friedrich Rückert, August Wilhelm Schlegel, Ludwig Tieck, Franz Bopp, Friedrich Wilhelm von Schelling – Dichter, Sprachwissenschaftler und Philosophen, deren Ruhm bis heute nicht verblaßt ist; für das Gebiet der Malerei und bildenden Kunst stehen die Namen Johann Gottfried Schadow, Julius Schnorr von Carolsfeld und Christian Rauch; für das der Musik Felix Mendels-

sohn-Bartholdy und Giacomo Meyerbeer. Auch der Rechtsgelehrte Friedrich Karl von Savigny gehörte bereits 1842 zum Orden, ebenso Karl Friedrich Gauss, der Mathematiker und Astronom.

Den Glanz des Ordens erhöhten die Mitglieder aus den europäischen Ländern: Châteaubriand und Ingres aus Frankreich, Faraday aus England, Rossini aus Italien, Thorvaldsen aus Dänemark, um nur einige wenige zu nennen.

Es gereicht dem Orden zur besonderen Ehre, daß er sich von 1933 bis 1945 nicht ergänzen durfte, so daß er 1945 auf drei Mitglieder zusammengeschmolzen war. Es zeigt Theodor Heuss' Bewußtsein von der Bedeutung der geistigen Tradition, daß er 1952 den Orden erneuerte. Dieser Tradition fühle ich mich verpflichtet.

Mir liegt sehr daran, den Kontakt mit Ihnen für mein Amt und, was noch wichtiger ist, für unser Gemeinwesen nutzbar zu machen. Ihr Orden verkörpert in seinen Mitgliedern eine fast einmalige geistige Kompetenz. Sie alle haben als Wissenschaftler oder Künstler Herausragendes geleistet. Jeder von Ihnen ist eine vom Werk und vom Leben geprägte Persönlichkeit. Sie stehen als Gleiche nebeneinander. Sie begegnen sich mit Achtung und Toleranz.

Für jeden Politiker, vor allem aber für den Bundespräsidenten, dessen Aufgabe es ist, dem Ganzen zu dienen, wäre es ein großer Gewinn, wenn er bei seinen Entscheidungen Ihren Rat und Ihre Erfahrungen – und hier darf ich das Wort gebrauchen: Ihre Lebensweisheit – heranziehen könnte.

Ein besonders herzliches Willkommen möchte ich noch den ausländischen Mitgliedern des Ordens sagen. Sie sind zum Teil von weit her angereist, um an dieser Veranstaltung teilzunehmen. Damit bekunden Sie Ihre Verbundenheit mit dem

Orden. Ihre Mitgliedschaft verhilft dem Orden zu Ausstrahlung in die Welt.

Durch Ihre Zugehörigkeit zum Orden sind Sie auch der Bundesrepublik Deutschland verbunden. Wir wissen das zu schätzen. Das geteilte Deutschland braucht Freunde, die Verständnis für seine besonderen Probleme aufbringen. Unter Ihnen sind einige, die in Deutschland geboren sind, unser Land unter schmachvollen Bedingungen verlassen mußten und nun mit der Annahme ihrer Wahl ein Ja zu unserem Gemeinwesen gesagt haben, das sich nichts mehr wünscht, als dem Frieden in der Welt zu dienen und zu einem besseren Verständnis der Völker beitragen zu können. Dafür danke ich Ihnen.

Seit der letzten Kapitelsitzung hat sich in Ihrem Orden ein Wechsel vollzogen, dessen ich hier gedenken möchte. Am 1. Oktober vorigen Jahres hat Herr Professor Bittel das Amt des Ordenskanzlers niedergelegt, das er mehr als acht Jahre versehen hatte. Mit Ihrer Wahl zum Primus inter pares, Herr Professor Bittel, hatte der Orden einen weltbekannten Archäologen an seine Spitze berufen, der an der Erforschung der Architektur, der Kultur und der Geschichte der Hethiter wie an der Ausgrabung ihrer Hauptstadt hervorragenden Anteil genommen hat. Es ist Ihnen gewiß nicht leichtgefallen, einen beträchtlichen Teil Ihrer Zeit und Arbeitskraft Ihrem Lebenswerk zu entziehen, um sie dem Orden widmen zu können. Sie haben dieses Opfer gebracht und niemals zu erkennen gegeben, daß es für Sie ein Opfer war.

Sie waren ein Kanzler, dem alle Mitglieder mit großem Vertrauen und mit hoher Achtung begegneten, ein Gelehrter, der mit seinem Leben und mit seinem Werk die beste Tradition des Ordens verkörperte. Wir danken Ihnen.

Zu Ihrem Nachfolger hat das Ordenskapitel Professor Maier-Leibnitz gewählt, den wir in diesen Tagen mit Umsicht und Tatkraft am Werk sehen. Ich habe Ihnen, Herr Maier-Leibnitz, bei unserem ersten Gespräch zu dieser Wahl gratuliert und möchte nun dem Orden zu dieser Wahl gratulieren.

Sie sind Physiker und damit – wenn ich es recht sehe – nach Alexander von Humboldt, dem Astronomen Arthur Auwers und dem Biologen Max Hartmann der 4. Ordenskanzler aus dem Bereich der Naturwissenschaften. Bei Ihrer Wahl hat das Verlangen, Parität zwischen Naturwissenschaftlern und Geisteswissenschaftlern herzustellen, gewiß keine Rolle gespielt, möglicherweise aber die Überlegung, daß Sie als langjähriger Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften gleichermaßen fördert, jene Weite des Blicks bewiesen haben, welche einem Kanzler des Ordens *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste gut ansteht. Ich wünsche Ihnen ein erfolgreiches Wirken und freue mich auf eine vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Ich erhebe mein Glas und trinke auf das Wohl des alten und neuen Ordenskanzlers, auf Ihre Gemeinschaft; jedem einzelnen von Ihnen wünsche ich einen guten Weg!

Zwischentagung

Die inoffizielle Tagung der Ordensmitglieder fand vom 27. bis 30. September 1980 in Regensburg statt.

Es nahmen teil:

Hansjochem AUTRUM
Kurt BITTEL

Adolf BUTENANDT
Helmut COING
Manfred EIGEN
Theodor ESCHENBURG
Rolf GUTBROD
Friedrich August VON HAYEK
Charles HUGGINS
George F. KENNAN
Sir Hans Adolf KREBS
Stephan KUTTNER
Heinz MAIER-LEIBNITZ
Golo MANN
Kurt MOTHES
Wolfgang PAUL
Karl RAHNER
Werner REICHARDT
Leopold REIDEMEISTER
Walter ROSSOW
Sir Ronald SYME
Emil STAIGER
Theodor SCHIEDER
Victor Friedrich WEISSKOPF
Carl Friedrich FRHR. VON WEIZSÄCKER
Franz WIEACKER
Maria WIMMER
Hans WIMMER

Vom Bundesministerium des Innern:

Ministerialrat Rudolf KÖNIG
Irmgard SUCHANEK

Vor Beginn der Sitzung am 28. September im Dollinger-Saal des Alten Rathauses der Stadt Regensburg überreichte der Ordenskanzler vor versammeltem Kapitel und in Anwesenheit der Damen den neuen Ordensmitgliedern Wolfgang PAUL, Werner REICHARDT und Leopold REIDEMEISTER die Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden. Die Überreichung des Ordenszeichens erfolgt bei der Öffentlichen Sitzung 1981 in Berlin. Informell wurde dann über interne Ordensangelegenheiten und über die fälligen Nachwahlen gesprochen. Vor Beginn des zweiten Sitzungstages hatten die Ordensmitglieder Gelegenheit, das Keplerhaus zu besichtigen, an dessen Ausgestaltung das verstorbene Ordensmitglied Walther GERLACH wesentlichen Anteil hatte. Bei dem Gespräch über das Bild der Bundesrepublik Deutschland und deutscher Kultur im Ausland, bei dem auch die Damen anwesend waren, berichteten ausländische und inländische Ordensmitglieder über die aufgrund eigener Erfahrungen gewonnenen Eindrücke.* Der Herr Bundespräsident, der bei diesem Gespräch zugegen sein wollte, mußte seine Teilnahme wegen einer plötzlichen Erkrankung absagen.

Bei dem abendlichen Beisammensein berichtete Herr REIDEMEISTER über sein Leben und Wirken als Kunsthistoriker und Museumsdirektor. Große Anerkennung fanden die beiden Filme »Ein Orden und seine Tradition« und »Mies van der ROHE«, in dem das Lebenswerk des großen Architekten und früheren Ordensmitglieds veranschaulicht wurde.

An den Nachmittagen besuchten die Ordensmitglieder und ihre Damen die Ostdeutsche Galerie, in der insbesondere die

* Die Ausführungen der am Gespräch beteiligten Ordensmitglieder sind im folgenden Abschnitt des Anhangs abgedruckt.

Werke früherer Ordensmitglieder große Aufmerksamkeit fanden, lernten die kulturellen Sehenswürdigkeiten der Stadt kennen und folgten einer Einladung des Rektors der Universität zur Besichtigung des modern gestalteten Universitätsbereiches. In einem Empfang, zu dem der Oberbürgermeister der Stadt Regensburg, Herr Dr. Friedrich Viehbacher, ins Kurfürstenzimmer des Alten Rathauses gebeten hatte, fand die Ordenstagung ihren Abschluß.

DAS BILD
DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND
UND DEUTSCHER KULTUR
IM AUSLAND

Ausführungen von Ordensmitgliedern
bei der internen Tagung
in Regensburg am 29. September 1980,
wiedergegeben in der Reihenfolge
der Vortragenden

VICTOR F. WEISSKOPF

In erster Linie möchte ich über das Bild der deutschen Leistungen in der Physik sprechen, insbesondere über den Eindruck, den die deutschen Beiträge zu meinem Spezialgebiet – der Hochenergiephysik – auf das Ausland gemacht haben. Hier ist die Bilanz äußerst positiv. Es handelt sich dabei um drei Komponenten: Die Leistungen deutscher Physiker in CERN, dem Europäischen Zentrum für Hochenergiephysik in Genf, die Leistungen an den innerdeutschen Laboratorien, insbesondere an DESY in Hamburg, und die Leistungen deutscher Theoretiker.

Deutschland spielt eine entscheidende Rolle in CERN, erstmalig rein finanziell. Es liefert den größten Beitrag (25 %); viele der leitenden Posten sind in deutschen Händen. Um einige Namen zu erwähnen: der Experimental-Physiker Klaus Winter, der Beschleuniger-Experte Schnell, der Theoretiker Hagedorn, der Verwalter Ullmann, der Leiter des Transportwesens Kröwerath. Für die nächsten fünf Jahre ist selbst der Generaldirektor ein Deutscher: Herwig Schopper. Diese und viele andere haben wesentlich dazu beigetragen, daß CERN heute wohl das beste und größte Beschleuniger-Laboratorium der Welt ist. Es ist mit Recht der Stolz Europas. Es hat die frühere Dominanz Amerikas in diesem Gebiete durchbrochen.

Einer der wesentlichen Erfolge von CERN ist, daß es den Beweis erbracht hat, daß europäische Zusammenarbeit nicht nur möglich ist, sondern auch zu hervorragenden Resultaten führen kann. Hier wurde nicht nur gezeigt, wie wichtig und positiv die europäische Einheit ist, sondern auch – und das ist für das Thema dieser Sitzung entscheidend – wie gut Deutsch-

land sich in eine solche Zusammenarbeit einfügt. Die Rolle Deutschlands als europäischer Partner wurde in CERN bestätigt. Alle ausländischen Wissenschaftler, die bei CERN gearbeitet haben, konnten sehen, wie das heutige Deutschland die internationale Zusammenarbeit und die europäische Vereinigung ernst nimmt und tätig fördert. CERN stellt die Vereinigten Staaten Europas dar, wenigstens auf dem Gebiete der Grundlagen-Physik.

Die heutige Bedeutung Europas in diesem Gebiet kommt aber nicht nur von CERN. Die zweite (manche sagen sogar: die erste) Quelle ist das Deutsche Elektron-Synchrotron Institut (DESY).

Die Entwicklung DESY's in den letzten 15 Jahren war erstaunlich, und so waren die Beiträge und Entdeckungen, die an diesen Anlagen gemacht wurden. Ich hebe besonders die letzte Phase hervor: die Konstruktion des PETRA-Speicherrings. Hier hat Deutschland die Konkurrenz mit Amerika gewonnen. Die deutsche Anlage wurde rascher und verlässlicher gebaut als die entsprechende amerikanische. Die Resultate kamen ein bis zwei Jahre früher. Heute würde man wünschen, daß die entsprechende Anlage in Amerika nicht gebaut wäre, so daß die Mittel dort für einen nächsten Schritt verwendbar wären. Jeder, der mit der Geschichte dieser Wissenschaft vertraut ist, weiß, was das bedeutet im Vergleich zu der Situation vor 20 oder 30 Jahren.

In der theoretischen Grundlagen-Physik war Deutschland führend und ausschlaggebend in den 20er und 30er Jahren. Man braucht nur die Namen Heisenberg, Ommerfeld, Born, Jordan, Hund, v. Weizsäcker zu nennen.

Die Nazizeit hat dieser führenden Stellung ein rasches Ende bereitet. Um so bemerkenswerter ist die Tatsache, daß nun

wieder führende Persönlichkeiten auftreten, wie Haag, Symanzik, Lüders, Zimmermann, Fritsch und andere mehr. Gewiß, diese Generation hat nicht mehr die überragende Bedeutung der früheren. Die ganz großen Theoretiker, Feynmann, Gellmann, Weinberg und andere, sind heute hauptsächlich in Amerika.

Ich überlasse die Diskussion anderer Wissenschaftsgebieten, die mehr davon verstehen. Trotzdem möchte ich die Bedeutung der deutschen Beiträge zur Festkörperphysik erwähnen, die beträchtlich sind. Auch in der Physik der Kernstruktur gibt es wesentliche Beiträge, hauptsächlich an den entsprechenden Instituten in Jülich, Karlsruhe und Heidelberg. Es ist zu hoffen, daß die beschränkte ökonomische Situation diese international bekannten Institute nicht zu sehr einschränken wird. Es wäre äußerst beklagenswert, wenn übertriebene Sparmaßnahmen die neu erworbene Stellung Deutschlands als ein produktiver Partner in der Welt, die Wissenschaft gefährden würde. Es handelt sich um relativ kleine Beträge.

Die deutsche Stellung im wissenschaftlichen Weltbetrieb ist auch durch eine aktive Unterstützung junger Wissenschaftler in und außerhalb Deutschlands verbessert. Die Leistungen der Stiftung Volkswagenwerk sind hier hervorzuheben. Trotz der schwierigen finanziellen Situation würde ich doch für eine Erweiterung solcher Stipendien plädieren.

Ich erinnere Sie an die großzügige Politik Amerikas in den 20 Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Damals waren fast 40 % der finanziell unterstützten *graduate students* in den amerikanischen Universitäten Ausländer.

Diese Großzügigkeit hat sich gelohnt. Sie hat wesentlich zur Weltstellung der amerikanischen Wissenschaft beigetragen.

Wissenschaftler in der ganzen Welt erhielten ihre Ausbildung in den USA.

Ich möchte diese Ausführung nicht enden ohne ein paar Bemerkungen über andere kulturelle Leistungen. Der deutsche Film, die neue deutsche Literatur (Böll, Grass, Lenz), die neue deutsche Musik (Orff, Henze etc.) sind verbreitet und allen Kreisen bekannt. Ohne Zweifel hat sich das Bild Deutschlands im Ausland verändert. Es wird nicht mehr gesehen als das Land, in dem die unmenschlichen Verbrechen der Nazizeit stattgefunden haben. Es wird heute gesehen als ein demokratisches, fortschrittliches, kultiviertes Land, das zu der westlichen Kultur gehört und zu dieser beiträgt und somit die Tradition von Kant, Gauss, Goethe, Schiller, Humboldt, Helmholtz, Bach, Beethoven und Thomas Mann fortsetzt. Hoffen wir, daß die weltpolitischen Spannungen es nicht verhindern werden, dies in der Zukunft in erhöhtem Maße fortzusetzen.

CHARLES HUGGINS

Das allgemeine Bild der Bundesrepublik ist ausgezeichnet. Deutschland ist ein schönes Land, tief verwurzelt in Geschichte und Tradition. In seiner Bevölkerung befindet sich eine höchst kultivierte Elite. Der Reichtum von Nationen besteht nicht allein in Bodenschätzen, Gold, Kohle, Eisen und Stahl. Die unschätzbaren Werte findet man in ihren begabten und tüchtigen Töchtern und Söhnen. Je mehr Möglichkeiten für sie auf dem Gebiet der Erziehung und im Beruf gegeben werden, um so größer ist der Gewinn für Deutschland.

In kultureller Hinsicht scheint es, als ob Schriftsteller, besonders Romanschriftsteller, den größten Einfluß in der vorigen Generation gehabt haben. Wenn wir auf das neunzehnte Jahrhundert zurückschauen, denken wir vor allem an die großen deutschen Komponisten und im frühen zwanzigsten Jahrhundert – während der Weimarer Jahre – auch an hervorragende Künstler, Historiker und Architekten. Aber seit dem Zweiten Weltkrieg hatten Schriftsteller Wesentliches zu sagen, und Westdeutschland hat ihnen die Freiheit gegeben, es zu sagen.

Es scheint, daß die Bundesrepublik ihren stärksten Eindruck überall in der Welt mit dem Wiederaufbau der Wirtschaft und ihrem anhaltenden Wohlstand gemacht hat. Aber werden sich mit der Zeit zunehmende Probleme alternder Industriebetriebe zeigen und Probleme in einer Bevölkerung, die sich möglicherweise an übermäßigen Konsum gewöhnt hat, oder wird ausreichend Geld für Fabriken und das Gebiet der Technik angelegt, um in der Zukunft den gleichen Wohlstand aufrechtzuerhalten?

Vom politischen Standpunkt aus betrachtet ist es offensichtlich, daß die Bundesrepublik Menschen im Ausland gezeigt hat, daß in Westdeutschland eine stabile Demokratie mit Verständnis für Individualität besteht. Dieser Zustand steht im scharfen Gegensatz zu Ostdeutschland, wo zum Beispiel das Massenexerzieren der Athleten und die totale Mobilisierung für die Olympiade erschreckende Erinnerungen erwecken, wenn sie im amerikanischen Fernsehen gezeigt werden.

Die Bundeswehr wird allgemein als der wichtigste Teil der NATO-Streitkräfte auf dem Kontinent angesehen. Aber gleichzeitig treten langsam Zweifel über ihre tatsächliche Wirksamkeit auf. Wird ein ausreichender Verteidigungszustand ernst

genommen, oder hofft man auf politische Mittel, um militärische Spannungen zu vermeiden?

Die Wiederherstellung der deutschen Wissenschaft seit dem Zweiten Weltkrieg ist (bis auf einige wichtige Ausnahmen – Butenandt, Lynen, von Warburg und andere) langsam vor sich gegangen, die biologischen und medizinischen Wissenschaften sind noch *catching up*. In den letzten Jahren sind einige vorzügliche wissenschaftliche Programme in ausgewählten Gebieten wie zum Beispiel Molekular-Genetik, Neurobiologie usw. entwickelt worden.

Der heilsame Effekt staatlicher und privater Beiträge (Deutsche Forschungsgemeinschaft, Stiftung Volkswagenwerk) wird im Ausland anerkannt und sehr gelobt.

Die Max-Planck-Institute unterstützen die medizinischen Wissenschaften in einer Weise, die in keinem andern Land so hervorragend ist und keinem andern Land gleichkommt.

Aber wesentliche Probleme sind noch vorhanden:

a) Eine *closed-door policy* die zu einem Mangel an internationaler Anerkennung geführt hat.

b) Notwendigkeit für starken Einsatz ununterbrochener wissenschaftlicher Arbeit und Unterstützung von Ausbildung.

c) Widerstreben ehemaliger Deutscher, nach Deutschland zurückzukehren.

d) Junge Wissenschaftler (Doktoranden und junge Fakultätsmitglieder) klagen oft über konkurrenzunfähige Gehälter und andere zusätzliche Bezüge, verglichen mit Institutionen im Ausland.

Es ist wichtig hinzuzufügen, daß vor allem in den Vereinigten Staaten die Würdigung deutscher kultureller und wissenschaftlicher Leistungen unermeßlich gestärkt wurde durch die Arbeiten derjenigen deutschen Akademiker, die in den

dreißiger Jahren nach Amerika gekommen sind. Diese Akademiker haben mindestens in zwei Generationen von amerikanischen Studenten das Interesse für Deutschland erweckt, und ihre bleibenden Beiträge haben in breiten Schichten von Amerikanern zu einem besseren Verständnis für Deutschland geführt.

FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK

Ich möchte Ihnen nur kurz von einer kleinen Episode berichten, die Ihnen vielleicht Befriedigung geben wird:

Vor drei oder vier Jahren hatte das Times Literary Supplement mit großem Interesse ein Angebot von mir angenommen, eine Besprechung von Conzes »Geschichtlichen Grundbegriffen« in einen größeren Aufsatz über »The Renaissance of German Scholarship« auszudehnen. Die Sache verzögerte sich dann lange durch das langsame Erscheinen der Bände und schließlich die fast einjährige Unterbrechung des Erscheinens der TLS durch einen Streik. Als ich dann bei meinem letzten Besuch in London anfragte, ob sie an einem solchen Aufsatz noch interessiert seien, war die bezeichnende Antwort: »Ist denn das noch notwendig?«

SIR HANS ADOLF KREBS

Meine Bemerkungen zu den gestellten Fragen beruhen im wesentlichen auf meinen Kontakten in England.

Wenn man »Kultur« als die Gesamtheit des geistigen Lebens und der Gesittung eines Volkes definiert, dann kann man sagen, daß die Anerkennung der großen deutschen Leistungen der Vergangenheit von der Hitlerzeit unbeeinflußt blieb. Selbst während des Zweiten Weltkrieges wurde die Bewertung deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft in keiner Weise durch die politische Situation beeinflußt. Es erschienen während des Zweiten Weltkrieges in englischen Zeitschriften Nachrufe auf deutsche Wissenschaftler, deren Ton sich nicht von denen der Friedenszeit unterschied. Die Nachkriegszeit beurteilte deutsche kulturelle Leistungen im allgemeinen unvoreingenommen. Man hat aber den allgemeinen Eindruck, daß kulturelle Spitzenleistungen nach 1933 seltener geworden sind.

Was das allgemeine Bild der Bundesrepublik im Ausland betrifft, so gibt es wohl ebenso viele Bilder wie Menschen, die darüber nachdenken. Jeder hat sein eigenes Bild. Doch sind vielleicht einige Verallgemeinerungen berechtigt.

Die Mehrzahl der jüngeren Generation, die in der Nachkriegszeit aufgewachsen ist (also alle unter 40 Jahre alten) steht den Ereignissen der Hitlerperiode ziemlich distanziert gegenüber. Sie war für sie kein persönliches Erlebnis, sondern Geschichte, fast ebenso weit entfernt wie die Napoleonischen Kriege des Anfangs des 19. Jahrhunderts, und Geschichte berührt sie emotionell wenig. Diese Generation reist gern in der Welt herum und beurteilt fremde Länder auf Grund ihrer persönlichen Erfahrungen. Vielen sagen die Menschen der Bundesrepublik und ihr Lebensstil zu, sicherlich nicht weniger als die Menschen in anderen westeuropäischen Ländern.

Unter der älteren Generation, deren Einstellung durch Erlebnisse der beiden Weltkriege und die tiefen Wunden, die

die Kriege hinterlassen haben, gefärbt ist, hört man zuweilen kritische Aussagen über den Lebensstil (*way of life*) in Deutschland. Die Erinnerungen mancher dieser Menschen erstrecken sich auf Berichte oder Erfahrungen aus der Kaiserzeit, Berichte besonders über die Ursachen des Ersten Weltkrieges. Sie kritisieren den Stil der früher tonangebenden preußischen Junker- und Offiziersklasse wegen Überheblichkeit, übermäßiger Selbstsicherheit, Exklusivität und Aggressivität. Von den Tugenden dieser Klasse (Pflichtgefühl, Verlässlichkeit) weiß man wenig. Kaiser Wilhelm II. gab kein gutes Vorbild in dieser Hinsicht.

Man sagt mir, daß dieser Stil im Gegensatz zu dem steht, der in England kultiviert wird (manchmal in affektierter Weise): *humility, understatement, self-effacement*. Obgleich die Junkerklasse verschwunden ist und der Stil der Offiziersklasse heute nicht mehr tonangebend ist, sind die Erinnerungen an die früheren Zeiten noch nicht ganz verschwunden. Sie verschwinden aber in zunehmendem Ausmaß. Vorurteile, die von alten berechtigten Urteilen stammen, sind immer schwer auszumerzen. Daß Vorurteile existieren (und manchmal als solche anerkannt werden), erfuhr ich kürzlich durch einen Oxforder Kollegen (62 Jahre alt), der 1980 zum ersten Mal in Deutschland war und mir gestand, daß die Menschen ihn ganz anders berührten (viel vorteilhafter), als er erwartet hatte.

Eine Schlußbemerkung: ich bezweifle, daß ich Wesentliches zu dem hinzufügen kann, was deutsche Diplomaten im Ausland routinemäßig über das Bild der Bundesrepublik und deutsche Kultur berichten.

GEORGE F. KENNAN

Indem ich versuche, meinen eigenen Eindrücken über die deutsche Kultur in Amerika Ausdruck zu geben, bitte ich Sie zu beachten, daß dieses Thema nicht zu meinem Fach gehört und daß es sich hier nur um sehr oberflächliche und zufällige Eindrücke handelt.

Eine einheitliche Einstellung Deutschland gegenüber gibt es bei uns Amerikanern natürlich nicht. Wir sind bekanntlich eine bunte Volksmischung. Bei uns findet man Tausende verschiedene Einstellungen je nach ethnischem Ursprung, ideologischer Veranlagung und allen möglichen anderen Einflüssen und Beweggründen. Das Verallgemeinern ist einfach unmöglich. Dabei gibt es aber Bevölkerungsteile, deren Einstellungen meines Erachtens besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Erstens gibt es die Deutschamerikaner. Unter ihnen bestehen auch beachtliche Unterschiede – hauptsächlich, wie es mir scheint, zwischen denen, deren Ahnen aus politischen, ideologischen oder religiösen Gründen und denen, deren Ahnen aus materiellen Gründen nach Amerika ausgewandert sind. Verhältnismäßig wenige von den letzteren scheinen ein reges und nützliches Interesse an der deutschen Kultur beibehalten zu haben. Bei den ersteren ist es oder war es seinerzeit etwas anders. Ich bin in Milwaukee, Wisconsin aufgewachsen – in einer Stadt also, in der ein Gutteil der Bevölkerung, einschließlich einer Reihe der besten, reichsten und einflußreichsten Familien, deutscher Abstammung war. Manche von diesen waren die Nachkommen von Menschen, besonders aus Süddeutschland, die in der Zeit nach den Unruhen von 1848 nach Amerika ausgewandert waren.

Diese Menschen und ihre Nachkommen behielten ein reges Interesse an Deutschland, waren stolz auf ihre deutsche Herkunft und schauten mit Liebe und Verehrung auf Bayern, beziehungsweise Württemberg, aus dem ihre Familie stammte, zurück; und in Milwaukee machten sie ihren Einfluß auf entsprechende Weise geltend. In meiner Kindheit gab es in Milwaukee deutsche Zeitungen, deutsches Theater, eine ausgezeichnete »German-English-Academy« usw. – ohne von den bekannten Brauereien und den vielen Biergärten zu sprechen.

Nach den zwei Weltkriegen ist, wie ich fürchte, wenig davon geblieben. Die Verbindungen zu den Familienangehörigen in Deutschland sind vielfach verlorengegangen. Dazu ist die jüngere Generation viel stärker amerikanisiert.

Die zweite einflußreiche Gruppe (sehr einflußreich sogar), deren Einstellung Aufmerksamkeit verdient, besteht aus den vielen aus Deutschland stammenden jüdischen Familien. Bis zum Ersten Weltkrieg und teilweise auch nachher war dieses Element betont deutschfreundlich. Hier ist aber die Wirkung des Nazismus verheerend gewesen; sie ist noch nicht überwunden. Die daraus entstammenden Traumata gehen teilweise in die zweite Generation hinein. In den alten gebildeten und vornehmen Familien ist man allerdings einsichtsvoller. Da findet man mehr Verständnis für die Tatsache, daß die Nazizeit auch eine innerdeutsche Krise war, bei der sehr viele Deutsche die Leiden der jüdischen Bevölkerung auf die eine oder die andere Weise teilten. Auch andere, wie z. B. die Redaktion der New York Times, verhalten sich korrekt und vermeiden es, antideutsche Strömungen zu unterstützen. Auch hier, glücklicherweise, spielte der Wechsel der Generationen eine gewisse Rolle, was sich darin bemerkbar macht, daß

manche von den jüngeren Familienmitgliedern jetzt ganz normal nach Deutschland reisen und sich entsprechend zu Deutschland verhalten, was bei den älteren immer noch nicht möglich wäre. Man muß damit rechnen, daß noch Jahre werden vergehen müssen, bis diese Traumata vollkommen überwunden werden können.

Drittens gibt es natürlich das, was man manchmal das *eastern establishment* nennt – also die hauptsächlich angelsächsische hochgebildete und tiefverwurzelte Oberschicht, die – obwohl nicht mehr so einflußreich wie einst – nicht ganz ohne Bedeutung bleibt. Im späten 19. Jahrhundert gab es auch in diesen Kreisen Strömungen, die – wenn nicht immer politisch deutschfreundlich – das deutsche Geistes- und Bildungswesen doch bewunderten und für die deutsche Kultur überhaupt ein reges und im allgemeinen wohlwollendes Interesse an den Tag legten.

Hier spiegelte sich vermutlich auch das Beispiel der englischen königlichen Familie in den Zeiten der Königin Viktoria. Diese Einstellung hat auch unter den zwei Weltkriegen stark gelitten und merkwürdigerweise (wie in England) mehr unter dem ersten als unter dem zweiten. Die Council on Foreign Relations und John McCloy persönlich haben in den letzten Jahren viel getan, um diese Situation zu verbessern. Besonders bei der jüngeren (das heißt: *young-adult*) Generation stößt man kaum mehr auf irgendwelche deutschfeindliche Einstellungen. Aber die Leute wissen meistens sehr wenig von Deutschland und interessieren sich für deutsche Angelegenheiten hauptsächlich vom Standpunkt wirtschaftlicher oder strategischer Fragen.

Dieses mangelhafte Interesse am heutigen Deutschland, und dies nicht nur beim *eastern establishment* ist in erheblichem

Maße auf das Zurückgehen und den jetzigen schwachen Stand der germanistischen Studien auf den amerikanischen Universitäten zurückzuführen. Ein größeres Interesse bei der amerikanischen Studentenschaft für die deutsche Sprache sowie die deutsche Wissenschaft, Literatur, bildende Künste usw. zu erregen, das wäre meines Erachtens das Wichtigste, was man tun könnte, um das Verständnis für die deutsche Kultur in Amerika zu erhöhen. In dieser Hinsicht müßten studentischen Austauschreisen, Ausstellungen deutscher Kunst, literarischen Übersetzungen, musikalischen Veranstaltungen, Vorträgen und vor allen Dingen dem Film eine besondere Bedeutung beigemessen werden.

Zum Schluß ein kurzes Wort über die sogenannte *teenage-youth*, die *blue-jeans-Generation*. Hier haben wir es mit einer Erscheinung von besonderer Art zu tun. Diese merkwürdigen Menschen leben in einer ihrer Generation eigenen internationalen Kultur, wo das spezifisch Nationale überhaupt keine Rolle spielt. Für die deutsche Kultur sind sie vom Gemütsstandpunkt ebenso aufgeschlossen wie für jede andere. Sie sind aber, bei uns jedenfalls, so schlecht gebildet, wenn nicht vollkommen ungebildet, daß ihrer Fähigkeit, zu einem tieferen Verständnis für eine fremde Kultur zu kommen, enge Grenzen gesetzt sind. Hier hilft wiederum nichts, was Deutschland betrifft, als die Intensivierung und Vertiefung der akademischen Ausbildung.

CARL FRIEDRICH VON WEIZSÄCKER

Als Gesprächsbeitrag erlaube ich mir, einige Eindrücke aus den drei Wissenschaftsgebieten niederzuschreiben, in denen ich selbst gearbeitet habe.

Physik

Als ich 1929, also vor etwas mehr als fünfzig Jahren, Physik zu studieren begann, mußte jeder junge amerikanische Physiker, der etwas auf sich hielt, eine Weile in Europa gearbeitet haben, als Experimentalphysiker vorzugsweise in England, als theoretischer Physiker vorzugsweise in Deutschland. Aber die Vereinigten Staaten waren in ihrem technischen Stand und der Menge des hochqualifizierten Nachwuchses schon reif, die führende Rolle in der Welt in den meisten naturwissenschaftlichen Fächern zu übernehmen; in einigen, so in der beobachtenden Astronomie, war ihnen diese Rolle schon damals unbestritten. Die Schnelligkeit, mit der dieser Übergang dann stattfand, ist das Werk Adolf Hitlers, ebensowohl in der außerordentlichen geistigen Befruchtung Amerikas durch die europäischen Emigranten wie in der radikalen Schwächung Europas im allgemeinen und der deutschen kulturtragenden Schicht im besonderen. Aus meinem engsten Beobachtungsbereich würde ich sagen, daß von meinen etwas älteren und gleichaltrigen Kollegen in der theoretischen Physik, die damals die moderne Entwicklung trugen, vielleicht 80 % der führenden Köpfe Deutschland verlassen mußten.

Die vom Humboldtschen Geist geprägte deutsche Universität war im 19. Jahrhundert, zumal in seiner zweiten Hälfte, weltweit ein Vorbild. Man sieht das an der Nachahmung deutscher

Universitätsstruktur in damals neugegründeten außereuropäischen Universitäten. Halb scherzhaft hat man gesagt, die Entwicklung der deutschen Kultur durchs neunzehnte Jahrhundert hindurch bestehe im Übergang von Schelling und Hegel zu Siemens und Halske. Aber auch Werner Siemens, selbst ein großer Forscher, darf dem Humboldtschen Geist zugerechnet werden. Er wurde vorbildlich für die Förderung der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung durch die deutsche Industrie, die in der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft einen sichtbaren Ausdruck fand, sich aber auch in großen Industrielaboratorien, wie z. B. eben denen der Firma Siemens, vollzog.

Es war nach 1945 selbstverständlich, daß Deutschland in diese führende Rolle in einer inzwischen breit modernisierten Welt nie mehr zurückkehren wird. Bis heute muß ein junger deutscher Wissenschaftler, zumal ein Physiker, der etwas auf sich hält, eine Weile in Amerika gearbeitet haben. Immerhin gehört die Bundesrepublik heute, wie in vielen anderen Wissenschaften, so auch in der Physik, zu den erfolgreichen und respektierten Ländern. Der in den fünfziger Jahren noch drohende Verlust des besten Nachwuchses durch Abwanderung in Länder mit begünstigteren Arbeitsbedingungen, zumal in die USA, der sogenannte *brain drain*, eines der großen Probleme aller Entwicklungsländer, ist bei uns zum Stehen gekommen, ja es gibt einige Rückwanderung. Dies ist zu einem großen Teil das Verdienst finanzieller Förderung durch den Staat. Die Industrie hat mit der Expansion der Förderungsansprüche der Wissenschaft nur in geringerem Maße als vor 1933 mithalten können und vielleicht auch wollen.

Zwischenbemerkung

Mir sei hier eine Notiz über die Entwicklung der Mentalität und Struktur unserer Universitäten seit 1945 erlaubt. Es wäre ungerecht, zu behaupten, die deutsche Universität habe sich der Herrschaft des Nationalsozialismus widerstandslos gebeugt. Der Widerstand war nicht spektakulär, aber er vollzog sich in vielen schwer einnehmbaren Igelstellungen. Diese Erfahrung hat jedoch m. E. der deutschen Universität nach 1945 einigen Schaden gebracht. In einer Situation historisch fast beispielloser faktischer Unabhängigkeit behielt die in der Universität maßgebende Professoren-Aristokratie mehrheitlich die Haltung ängstlicher Abwehr aller aus dem politischen Raum kommenden Anforderungen bei. Man hätte unvermeidliche Änderungen in Anpassung an die Bedürfnisse einer veränderten Gesellschaft selbst aktiv in Gang bringen und dadurch sachverständig gestalten können; die Quantitätsprobleme eines wachsenden Ausbildungsbedarfs sind das simpelste, evidente Beispiel. Die Abwehrhaltung hingegen mußte – das war in den sechziger Jahren klar vorherzusehen – zu einer politischen Katastrophe der Universität führen, wenn ihr die notwendigen Änderungen von außen in unsachgemäßer Form aufgezwungen werden würden. Die Studentenrebellion von 1967–68 wurde das auslösende Moment. Die deutsche Universität hat sich von dieser Krise noch nicht erholt. Ich meine zu spüren, daß dies auch im Ausland wahrgenommen wird und wie es unser Bild, ohne daß die Details durchschaut würden, beeinträchtigt. Abhilfe ist schwer, denn sie könnte wohl nur von innen, aus der Universität selbst kommen.

Philosophie

Der internationale Glanz der klassischen deutschen Philosophie, von Kant bis Heidegger, ist in den drei Jahrzehnten seit etwa 1950 fühlbar verblaßt. Die Schuld daran trägt m. E. nicht einfach die Hitler-Ära, wenn sie auch, begreiflicherweise, zu moralisierenden Rückfragen über Wurzeln der damaligen Verbrechen im traditionellen deutschen Denken Anlaß gegeben hat. Die Emigration so vieler deutscher Kulturträger nach 1933 hat umgekehrt vielleicht sogar wie eine ungewollte Welle deutscher Kulturpropaganda gewirkt. Die weltweite Veränderung des philosophischen Bewußtseins in den letzten drei Jahrzehnten hat wohl mehr mit der zumal von Amerika vorangetriebenen Verwissenschaftlichung und Technisierung der Kultur zu tun. Dem entsprach das Vordringen einer szientistischen Philosophie, welche die Erkenntnislehre in Wissenschaftstheorie überführte, welche kulturelle Phänomene soziologisch und psychologisch analysierte und welche die überlieferte Metaphysik von beiden Seiten her ungläubig und ideologiekritisch in die Zange nahm. Alle diese Ströme haben wichtige Quellen im deutschen Kulturraum. Um nur wenige zu nennen: die Ideologiekritik bei Marx, der hierin Wesentliches von Hegel gelernt hat, die Soziologie bei Max Weber, die entlarvende Psychologie bei Freud, die Wissenschaftstheorie im »Wiener Kreis«. Aber außer Weber waren alle Genannten Außenseiter in der offiziellen deutschen Tradition, wurden deren Kritiker und vererbten ihre Kritik an ihre heutige weltweite Gefolgschaft. Nur Leibniz hatte das Glück, als Erfinder der mathematischen Logik in der Schule Bertrand Russells zu späten Ehren zu kommen, zusammen mit dem zu seinen Lebzeiten in Deutschland fast unbekanntesten größten klassischen Logiker, Frege.

Nach meinem subjektiven Urteil löst die szientistische Philosophie keines der Probleme, vor die sie sich gestellt sieht. Ich empfinde ihren zeitweiligen Sieg gleichwohl als einen notwendigen und nicht mehr umkehrbaren Schritt weltweiter Aufklärung, als einen unvermeidlichen popularphilosophischen Beitrag zur Verstandesbildung der Menschheit. Die ungelösten Erkenntnis- und Handlungsprobleme der heutigen Welt waren auch in der philosophischen Selbstinterpretation der klassischen Kultur nicht gelöst, vielfach waren sie noch nicht einmal gesehen oder entstanden. Es handelt sich darum, nicht die Meinungen, sondern das Reflexionsniveau der klassischen Philosophie wiederherzustellen. Es sei mir erlaubt, die ungelösten Probleme am Beispiel der Wissenschaftstheorie anzudeuten. Diese sucht die Wissenschaftlichkeit in der Erfüllung des vorentworfenen methodischen Ideals eines empirisch-rationalen Verfahrens. M. E. aber hat sich die Methode erfolgreicher Wissenschaft stets den erst zu entdeckenden jeweiligen Sachstrukturen angepaßt und entspricht dem wissenschaftstheoretischen Ideal höchstens in Trivialfällen. Auf die Sozialwissenschaften, deren Themen für die heutige Menschheit lebenswichtig sind, hat die Wissenschaftstheorie wohl den stärksten Eindruck gemacht, aber, wie mir scheint, nur, weil dieser jüngste große Wissenschaftszweig seine eigenen Voraussetzungen noch am wenigsten zu analysieren vermocht hat; die methodologische Mode lenkt m. E. dort vielfach den Blick von der Gestaltwahrnehmung in Sachfragen auf unwesentliche und oberflächliche Details ab. Die interpretierende Geisteswissenschaft, wohl die höchste bisher entwickelte methodisch-rationale Form der Selbstvergewisserung einer Kultur, ist dem Erkenntnisbegriff der Wissenschaftstheorie immer unerreicht geblieben. Vielleicht am verblüffendsten ist aber

die manifeste Unfähigkeit der Wissenschaftstheorie, die großen theoretischen Fortschritte der Physik unseres Jahrhunderts zu interpretieren.

In der Menschheit wird die philosophische Arbeit in dem ihr eigenen, verglichen mit der Einzelwissenschaft langsamen Tempo weitergehen. Die Deutschen, heute Teilhaber der vorherrschenden Verwirrung der philosophischen Lehrmeinungen, werden an dieser Arbeit einen bescheidenen Anteil nehmen. Ein Stück ihrer Vergangenheit sollte ihrer gelehrten Aufmerksamkeit empfohlen bleiben: wer das klassische Niveau des philosophischen Fragens wiederentdeckt, wird sich den Fragestellungen der klassischen deutschen Philosophie und, vielleicht durch sie vermittelt, denen der ursprünglichen griechischen Philosophie von neuem gegenübergestellt finden.

*Erforschung der Lebensbedingungen der
wissenschaftlich-technischen Welt*

Dieser komplizierte Titel bezeichnet, im System der Wissenschaften geredet, einen Ausschnitt aus den – im weitesten Sinne des Worts – politischen Wissenschaften. Dieser Ausschnitt ist in doppelter Weise eingeengt, beides nicht disziplinar, sondern problembezogen. Erstens ist er pragmatisch bestimmt: man sucht nützliche Erkenntnis über brennende praktische Probleme der Gegenwart. Zweitens bezeichnet er einen Appell an die Wissenschaft, zumal an die Naturwissenschaft und die Technik selbst. Die Wissenschaft und die durch sie ermöglichte Technik verändert heute die Lebensbedingungen der Menschheit mit einer Radikalität, für die es seit der Entstehung des Ackerbaus und der Hochkulturen keine Parallele gibt. Es ist, so soll der Titel verstanden werden, die

moralische und politische Pflicht der Wissenschaft selbst, ihre politischen Konsequenzen zu bedenken.

Diese Art zu fragen kommt verständlicherweise aus Amerika. Die wissenschaftlich, technisch und wirtschaftlich und eben darum nun auch politisch führende Weltmacht gab ihren besten wissenschaftlichen Köpfen Gelegenheit, sich in staatsbürgerlicher und weltbürgerlicher Verantwortung an der politischen Bewußtseinsbildung über die ihrem Sachverstand zugänglichen Probleme zu beteiligen. Die große gesellschaftliche Mobilität, in der Beamte und Berufspolitiker, Wirtschaftler und Wissenschaftler nicht gegeneinander abgeschottete Kasten sind, trug dazu bei, daß Wissenschaftlern der Weg zu praktischer politischer Erfahrung offenstand, ohne daß sie deswegen ihren wissenschaftlichen Beruf permanent aufgeben mußten. Der stärkste einzelne Impuls kam wohl von den Atomphysikern, die die Atombombe, in Defensive gegen das Hitlersche Deutschland, geschaffen hatten. Sie wären Unmenschen gewesen, wenn sie sich nicht für die politischen Konsequenzen ihrer Erfindung mitverantwortlich gewußt hätten. Ihr Sachverstand wurde praktisch folgenreich. So ist das militärstrategische Konzept der gegenseitigen Abschreckung im wesentlichen von Wissenschaftlern entworfen.

Daß die Wissenschaftler bei diesem Prozeß ihrer eigenen politischen Bewußtseinsbildung in die Grundkontroversen der Politik hineingezogen wurden und so auch in Konflikte untereinander gerieten, war unvermeidlich und ist kein Einwand; denn in diesen Grundkontroversen spiegeln sich die unge lösten Probleme unserer Welt. Auch die Wissenschaftler haben diese Probleme nicht gelöst; zu fordern war, daß sie sich der Arbeit und dem Leiden an den Problemen nicht entzogen. Nach meiner Vermutung wird auch die Abschreckungsstrategie

den dritten Weltkrieg nicht verhindern. Wahrscheinlich wird man daher im Rückblick noch kritischer über die heutige politische Führung einschließlich der sie beratenden Wissenschaftler denken, als es die heutige Jugend schon tut. Aber in dieser begreiflichen Kritik steckt eine Ungerechtigkeit. Es ist nicht zu erwarten, daß die wissenschaftlich-technische Weltveränderung ohne lebensbedrohende Krisen geschehen kann. Die Anstrengung, diese Krisen vorher zu bedenken, mag zum Überleben beitragen, auch wenn sie die Krisen nicht verhindern kann.

Europa und zumal die Bundesrepublik ist in diesen Denkprozeß verhältnismäßig spät eingetreten. Die ersten zwanzig Jahre nach 1945 waren politisch für die Westdeutschen wohl etwas wie ein Heilschlaf unter väterlicher Aufsicht. Unsere Aktivität erschöpfte sich in der großartigen Leistung des wirtschaftlichen Neuaufbaus. Politisch und geistig erwartete und empfing die Welt von uns keine Anregungen. Auch heute haben wir in dieser Art des Fragens noch einen Nachholbedarf. Das menschlich-geistige Potential dafür wäre vorhanden.

Schlußbemerkung

Die gestellte Frage nach dem Bild der deutschen Kultur in der heutigen Welt hat mich, mit einer schwer vermeidlichen Konsequenz, immer wieder zu den inhaltlichen Problemen der heutigen Weltkultur geführt. Ich möchte diese Konsequenz in der Tat als eine Antwort auf die gestellte Frage anbieten. Förderung des internationalen Verständnisses für die deutsche Kultur ist eine wichtige Aufgabe unserer Kultur- und Außenpolitik. Aber die wahre Rolle unserer nationalen Kultur in der Welt hängt davon ab, wie weit sie sich den

Problemen zu stellen vermag, die heute der Welt gemeinsam sind. Deshalb führt uns die Frage nach dem Bild deutscher Kultur im Ausland auf die Sachprobleme der Kultur zurück.

WOLFGANG PAUL

Den bisherigen Berichten möchte ich einige quantitative Angaben aus dem Bereich der Alexander von Humboldt-Stiftung zufügen.

Die Humboldt-Stiftung ermöglicht promovierten Wissenschaftlern aus aller Welt im Alter bis zu 40 Jahren einen 1–2jährigen Forschungsaufenthalt in der Bundesrepublik. Sie kennt bei der Auswahl keine Quoten für Länder oder für Fachgebiete. Alle Wissensgebiete werden gefördert. Die Stipendien werden nur nach dem Gesichtspunkt vergeben, daß der Bewerber zu den Besten seines Faches in seinem Heimatland gehört. Die Bewerbungen um ein Humboldt-Stipendium erfolgen über wissenschaftliche Einrichtungen (Akademien, Science foundation etc.) oder direkt bei der Stiftung. Der Bewerber nennt seine Wünsche gezielt, d. h. er gibt an, bei welchem deutschen Gastgeber bzw. an welcher Universität oder welchem Forschungsinstitut er zu arbeiten wünscht. Dies setzt voraus, daß er vorher über die Forschungsmöglichkeiten auf seinem Fachgebiet in Deutschland informiert ist. So kann die Zahl der Bewerbungen und ihre regionale Verteilung ein gutes Maß für das Ansehen sein, das die deutsche Wissenschaft im Ausland hat. Die Wahl des Forschungsplatzes gibt ein differenziertes Bild, welche Fächer und welche Universitäten bzw. Forschungsinstitute den ausländischen Wissenschaftlern attraktiv erscheinen.

Nun einige Zahlen:

Seit der Wiedererrichtung der Stiftung 1954 wurden bis 1980 ca. 7500 Stipendiaten aus 89 Ländern gefördert, die aus etwa 21 000 Bewerbern aus 103 Ländern ausgewählt wurden. Davon kamen 44 % aus Europa, wobei die west- und osteuropäischen Länder etwa gleich stark vertreten sind, 56 % aus Übersee.

Den höchsten Anteil an Stipendiaten stellen Japan, USA und Indien, dicht gefolgt von Polen und seit einem Jahr von der Volksrepublik China. Im letzten Jahr rückten die USA an die 1. Stelle. Interessant ist die Aufteilung der Stipendiaten auf die Fachgebiete und deren zeitliche Entwicklung.

Waren bis zum Anfang der sechziger Jahre die Fächer der Geisteswissenschaften zu mehr als 40 % vertreten, so lagen die Naturwissenschaften bei ca. 30 %, die Medizin bei 20 % und die Ingenieurwissenschaften bei knapp 10 %.

Mit dem Wiedererstarken der Naturwissenschaften in Deutschland – sie hatten vor und nach dem Krieg besonders gelitten – wandelte sich das Bild. Die Geisteswissenschaften sanken auf etwa 30 % ab, ebenso wie die Medizin, die jetzt nur noch 10 % stellt; dafür stiegen die Naturwissenschaften auf 50 % an, wobei Chemiker und Physiker etwa gleich stark vertreten sind. Die Ingenieure bleiben bei 10 % konstant.

Innerhalb der Geisteswissenschaften ist z. B. die Entwicklung der Germanistik interessant. Hier ging in den letzten 10 Jahren die Zahl der Bewerbungen auf ein Drittel zurück. Liegt das an einem abnehmenden Interesse an der deutschen Sprache und Literatur, oder spiegelt sich darin die Situation des Faches an den deutschen Universitäten mit seinem Massenbetrieb?

Dafür sind Geschichte, Rechtswissenschaft und Philosophie wieder mehr gefragt. Fächer, die innerhalb Deutschlands eine

besondere Attraktivität gewonnen haben, wie z. B. Soziologie und Psychologie, stehen dagegen auf der Wunschliste der ausländischen Forscher relativ weit unten.

Wie verteilen sich nun die Stipendiaten auf die einzelnen Hochschulen und Forschungsinstitute? 80 % arbeiten an Hochschulen, 10 % an Max-Planck-Instituten und 10 % an Forschungseinrichtungen verschiedenster Art, an Kliniken, Museen und Archiven.

Z. Zt. gibt es in der Bundesrepublik 64 wissenschaftliche Hochschulen, die aus offizieller deutscher Sicht alle von gleichem Range sind. 50 % aller Humboldt-Stipendiaten an Universitäten konzentrieren sich allerdings auf 10 Hochschulen. 75 % finden wir an 20 Hochschulen, während sich der Rest auf alle anderen 44 verteilt.

Es ist aus verschiedensten Gründen verständlich, daß die alten traditionsreichen Universitäten in besonderem Ansehen stehen. Doch ist es erfreulich zu sehen, daß auch manche neue Hochschule in speziellen Fächern schnell attraktiv geworden ist. Dafür ist eine der ältesten Universitäten in einem besonders reformerischen Land in die Kategorie »ferner liefen« abgerutscht.

An diesen wenigen Beispielen läßt sich leicht sehen, welch empfindliches Barometer die Humboldt-Stiftung für das Ansehen der deutschen Wissenschaft und ihrer Institute im Ausland darstellt.

HEINZ MAIER-LEIBNITZ

Der Ordenskanzler dankt in besonderer Weise den Wissenschaftlern, die Deutschland nach 1933 verlassen mußten und trotzdem ihre Liebe zu diesem Land nicht verloren haben, sondern nach dem Kriege großherzig um einen neuen Brückenschlag bemüht gewesen sind.

SIR RONALD SYME

Deutsche Literatur und Wissenschaft finden in Großbritannien nach wie vor Bewunderung. Persönliche Beziehungen zu deutschen Akademikern werden begrüßt und sind herzlich. Nichtsdestoweniger fühlen sich die Professoren der meisten Disziplinen mehr nach den Vereinigten Staaten hingezogen.

Was die Reisetätigkeit anbetrifft, so üben Frankreich und die Mittelmeerländer eine stärkere Anziehungskraft aus als Deutschland (oder Skandinavien). Ein Grund hierfür sind die Sprachkenntnisse, die in Schulen und Universitäten keine Fortschritte machen.

Während der industrielle Fortschritt und die soziale Stabilität in Deutschland mit einem gewissen Neid (jedoch keineswegs Mißgunst) beobachtet werden, scheint wenig Interesse an deutscher politischer Demokratie oder der Rolle Deutschlands in Europa zu bestehen.

EMIL STAIGER

In meinem Beitrag zu unserem Regensburger Gespräch habe ich auf das bei Beck 1979 erschienene Buch »Im Urteil des Auslands«, hrsg. von J. Haas-Heye, hingewiesen. Es enthält ein Kapitel aus der Feder des ehemaligen Schweizer Botschafters in Bonn, Hans Lacher, »Die Demokratie für immer gewonnen? Erwägungen aus der Schweiz.« Da ist meines Erachtens alles Wesentliche maßvoll und gerecht ausgesprochen. Aus persönlichen Erfahrungen fügte ich hinzu:

In der Phil. Fakultät I der Universität Zürich war man nach dem Krieg bis in die fünfziger Jahre in der Wahl deutscher Dozenten sehr zurückhaltend. Das hat sich geändert. Deutsche werden wieder unbedenklich vorgeschlagen und von den Behörden meist anstandslos akzeptiert. Im allgemeinen hat sich diese Haltung ausgezeichnet bewährt, vor allem in den Fachgebieten Philosophie (Lübbe), Sonderpädagogik (Heese), Altphilologie (Burkert, Tränkle), Deutsche Literatur (Binder), Slavistik (Brang), Alte Geschichte (F. G. Maier). Politische Differenzen werden nicht fühlbar, es sei denn darin, daß für schweizerisches Empfinden manche deutsche Kollegen eher in demokratischer Gesinnung zu weit gehen. In strittigen Fällen scheinen sie öfter als die Schweizer geneigt, gegen die Behörden Partei zu nehmen und das Prinzip der Freiheit auch dort unbedingt zu vertreten, wo wir nichts dagegen hätten, wenn gelegentlich mit etwas energischeren Mitteln für Ordnung gesorgt würde. Eine Feststellung, in der ich mich mit manchen Schweizer Kollegen, aber natürlich keineswegs mit allen, einig weiß. Überhaupt kann von einer deutlichen Grenze zwischen deutscher und schweizerischer Gesinnung keine Rede

sein. Im akademischen Alltag wird man sich – sofern ich als Emeritus das noch beurteilen kann – eines Unterschiedes kaum bewußt. Damit ist der unserer Universität so zuträgliche Geist der zwanziger Jahre und des letzten Jahrhunderts zurückgekehrt. Wir haben allen Grund, dafür dankbar zu sein.

FRANZ WIEACKER

Ich beschränke mich zunächst auf die Selbstdarstellung der heutigen deutschen Wissenschaft im Ausland und füge am Ende nur noch einige allgemeinere Eindrücke hinzu, die sich mir aus eigenen persönlichen Erfahrungen im Kontakt mit dem Ausland aufgedrängt haben.

I

Für mein Fachgebiet, die *Rechtswissenschaft*, würde ich die eher günstigen Erfahrungen auf einigen Gebieten der Naturwissenschaften im ganzen bestätigen können. Im international relevanten Bereich des Völkerrechts, des Internationalen Privatrechts und der Rechtsvergleichung, dem durch die Rechtsannäherung in den europäischen und den planetarischen Gemeinschaften immer größere Bedeutung zukommt, ist Westdeutschland durch leistungsfähige Institute der Max-Planck-Gesellschaft und einige bedeutende Hochschulinstitute ausreichend repräsentiert und in lebhaftem Austausch mit ausländischen Juristen. Obwohl im übrigen die deutsche Rechtswissenschaft den führenden Rang, den sie im Privat-

recht seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, und im Strafrecht (vor allem durch die Moderne Strafrechtsschule) seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erlangt hatte, aus äußeren Gründen nicht hat behaupten können, zeigt sich doch weiterhin vor allem in den anderen deutschsprachigen Ländern, in den Niederlanden, in Polen, Ungarn und selbst in der Tschechoslowakei, zumal aber auch in den iberischen Ländern, in Italien, Griechenland und der Türkei sowie in Japan und vielen Ländern der Dritten Welt fortdauerndes Interesse für die deutsche Rechtswissenschaft, das im Studium zahlreicher Doktoranden an unseren Hochschulen und in einem lebhaften Vortragsaustausch zum Ausdruck kommt. Dies gilt auch für die (*nach*antike) Europäische Rechtsgeschichte, wo an diesen Kontakten dem gleichnamigen Max-Planck-Institut in Frankfurt ein besonderes Verdienst zukommt.

Schon weniger günstig ist das Bild im Bereich der antiken, zumal der *römischen* Rechtsgeschichte, meinem engsten Fachgebiet. Die entschiedene Vorrangstellung, die der deutschen Romanistik (in diesem, bei den Juristen von der Sprachromanistik unterscheidendem Sinn) noch bis in die 20er Jahre zukam, ist durch die Emigration ihrer bedeutendsten Vertreter seit 1933 jäh abgebrochen worden. Als sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg durch die uneigennützigte Hilfestellung vieler dieser emigrierten Kollegen und durch den Wiederaufbau der Institute zu erholen begann, erwachsen ihr neue Gefahren durch eine wesentlich nicht humanistisch interessierte Bildungspolitik, die – im allgemeinen mehr aus pragmatischen denn aus ideologischen Gründen – in der Rechtswissenschaft die Rechtsgeschichte und in den Philosophischen Fakultäten die altsprachlichen Fächer und die Althistorie mehr

und mehr zurückdrängt – wie es in den Studienplänen, der Auslegung der Professuren und der Ausstattung ihrer Institute zum Ausdruck kommt. Vor allem wurden aber all diese Fächer in der Wurzel getroffen durch die immer fortschreitende Verdrängung des Lateinunterrichts durch aktuellere Lehrfächer, vor allem in Norddeutschland. (Kennzeichnenderweise wurde lediglich die Archäologie dank eines durch Massenmedien und Sozialtourismus belebten und durch neuartige Methoden und Leistungen auch voll gerechtfertigten allgemeineren Interesses von dieser rückläufigen Bewegung verschont.) Es braucht nicht gesagt zu werden, wie sich dies alles in der sinkenden Beachtung widerspiegelt, die im Ausland diesen Gebieten der deutschen Geisteswissenschaft zugemessen wird: Die (zum Glück immer noch häufigen) Ausnahmen bestätigen die Regel.

Diese spezielleren Erfahrungen geben leider Anlaß zu einigen allgemeineren Beobachtungen über die Entwicklung in den sog. Geisteswissenschaften, deren Kernbereich die (vormaligen) Philosophischen Fakultäten sind. Die erheblichen Rückschläge, die die Forschungsarbeit hier durch die tumultuari-sche Phase der Hochschulumwälzung (etwa 1968–1972) erfuhr, klingen an vielen (alten und neugegründeten) Hochschulen langsam wieder ab. Nachhaltiger wirkt sich in der gleichen Richtung, wie übrigens auch im Ausland, eine Hochschulpolitik aus, die (aus begreiflichen und schwerlich zu beanstandenden Gründen) auf die Hochschulbildung möglichst großer Bevölkerungsteile drängt. Sie stellt die Forschungsaufgaben der Universitäten gegenüber den Unterrichtsaufgaben an die zweite Stelle und verlegt die Schwerpunkte der Forschung in Max-Planck-Institute, Akademien und andere, von

der Hochschule nicht abhängige Institutionen. Nun ist aber die Zahl der geisteswissenschaftlichen Institute in der Max-Planck-Gesellschaft, trotz mancher Bemühungen, bisher außerordentlich gering; der Hauptanteil kommt hier aus legitimen Gründen den oben genannten rechtswissenschaftlichen Instituten zu. Die Zahl und die Mittel der westdeutschen Akademien aber sind, wie bekannt, ziemlich begrenzt.

Mit dieser an sich schon ungünstigen Lage (von der nur die aus pragmatischen, ideologischen oder wissenschaftstheoretischen Gründen begünstigten Sozialwissenschaften weniger betroffen werden) treffen für die »klassischen« geisteswissenschaftlichen Fächer, die bis in die 20er Jahre, zusammen mit den Naturwissenschaften, das internationale Ansehen der deutschen Wissenschaft trugen, weitere Faktoren zusammen. Sie wirken sich nach dem allgemeinen, durch meine persönlichen Einblicke bestätigten Erfahrungen vor allem in den philologischen »Massenfächern« (besonders Germanistik, Romanistik, Anglistik) und in der Geschichtswissenschaft aus, weil hier eine innere Erschütterung des »Selbstverständnisses« dieser Wissenschaften zusammentrifft mit dem Indoktrinationsstreben kleinerer aktiver Gruppen und vor allem mit dem großen methodologischen Konflikt zwischen der historisch-hermeneutischen Tradition dieser Fächer und den Ansprüchen der modernen Wissenschaftstheorie (und im Fall der Philologen der Linguistik) auf Anwendungen analytisch-erklärender Methoden, der ja das interessanteste allgemeine Problem der heutigen Wissenschaft ist. Die Folge dieser – an sich unvermeidlichen, selbst notwendigen – Entwicklung ist zuweilen Entmutigung in den bisherigen traditionellen Forschungsrichtungen oder Unausgeglichenheit und überzogenes Selbstbewußtsein der modernen allgemeinen Theorie, die in

diesen Spezialfächern nicht immer durch die großen führenden Persönlichkeiten der neuen Wissenschaftstheorie vertreten wird. Ich bringe dies zur Sprache, weil der hierdurch bewirkte – hoffentlich vorübergehende – Leistungsabfall nach meinen persönlichsten Erfahrungen dem wissenschaftlichen Ausland keineswegs entgeht. An sich darf ja im Gegensatz zu den allgemeinen Vorbehalten, denen das Deutsche seit der wilhelminischen Ära und besonders seit dem Hitlerregime oft im Ausland begegnet, der Mann der Wissenschaft aus Deutschland noch gewiß sein, daß seine wirklichen Leistungen im Ausland voll gewürdigt, ja daß sie geradezu in einem Maße *erwartet* werden, das ihn manchmal nur beschämen kann.

II

Voraussetzung dafür ist freilich, daß er sich dort auch *sprachlich* verständlich machen kann. Ich komme damit auf die mehr äußeren Bedingungen, die der Repräsentanz der deutschen ›Kultur‹ und besonders der Wissenschaft im Ausland im Wege stehen. Ich meine in erster Linie die Sprache. Bekanntlich ist durch irreversible Entwicklungen das Deutsche aus seiner führenden Stellung als einer der sich weltsprachlicher Geltung annähernden großen europäischen Hauptsprachen zurückgedrängt; es nimmt jetzt hinter dem Englischen, Französischen, vor allem in der sozialistischen Welt auch hinter dem Russischen, seinen Platz etwa neben dem Spanischen und Italienischen ein. Da dieser Zustand weder durch Goethe-Institute allein noch durch kulturellen Sprachehrgeiz oder -chauvinismus (der uns weder liegt, noch Erfolgchancen haben würde)

zu beheben ist, so ist daraus die zwingende Konsequenz zu ziehen, daß der deutsche ›Wissenschaftler‹, der mit dem Ausland Kontakte aufnimmt, wenigstens *eine* fremde Hauptsprache wirklich zu beherrschen lernt; in den Natur- und Sozialwissenschaften mehr das Englische, in den Geisteswissenschaften und der Rechtswissenschaft eher – oder neben dem Englischen – das Französische. Es kann nicht genug betont werden, daß noch heute in dieser Richtung, vor allem auch für das Französische, in unserer Schule nicht genug dafür geschieht. (Es ist nur daran zu erinnern, wie die Präsenz etwa der französischen Interessen in den Europäischen Gemeinschaften nicht nur durch die Vormacht des Französischen im allgemeinen gefördert wird, sondern auch durch die auffallende Bereitschaft der Franzosen, Fremdsprachen (und zwar auch das Deutsche) mit der Perfektion zu erlernen, die das enge und schöne Verhältnis des französischen Geistes zur Sprache selbstverständlich macht.)

Das deutsche Sprach-›Image‹ (um diesen für das Folgende symptomatischen Ausdruck nicht zu vermeiden) leidet aber auch darunter, daß der gebildete Ausländer, der sich an der klassischen, auch der klassischen wissenschaftlichen Literatur in deutscher Sprache geschult hat, in der Praxis zu seiner Enttäuschung das gesprochene Deutsch in einem zunehmenden Verfall antrifft, der über den auch in anderen alten Kultursprachen fühlbaren noch hinausgeht. Er sieht sich einerseits mit Befremden gegenüber einer Sprache, die in Wortschatz, Syntax und Grammatik und in der Wahl der jeweiligen Sprachschicht mehr und mehr das Unterscheidungsvermögen verliert, oder andererseits einer überzogenen Wissenschaftssprache, die – trotz Häufung lateinischer und angelsächsischer Fremdwörter – für ihn noch schwerer verständlich ist als für

den deutschen Leser. (Gemeint ist hier selbstverständlich nicht die unentbehrliche hochtechnische Sprache der Fachwissenschaft oder die gleichfalls unvermeidliche Formalisierung der Sprache der modernen Wissenschaftstheorie, sondern ihr modischer Mißbrauch durch Unberufene – so wie etwa von jeher der Halbgebildete mehr Fremdwörter braucht als der weltläufige und gebildete Schriftsteller.) Es muß leider gesagt werden, daß gewisse Erscheinungen im heutigen Deutschunterricht aller Schulsysteme nach meinen persönlichen Erfahrungen gerade im Ausland die Provinzialisierung und die Isolierung des deutschen intellektuellen und wissenschaftlichen Lebens, gemessen am Weltmaßstab, begünstigen.

Ein zweiter, mehr technischer Punkt wird hier nur ungerne berührt. Der Deutsche, der bei ausländischen Kongressen und Symposien in einem fast bestürzenden Ausmaß die Gastfreundschaft der öffentlichen Veranstalter erfährt – und zwar gerade auch in kleinen oder größeren Ländern, die weit weniger wohlhabend sind als die Bundesrepublik –, sieht nach der Rückkehr mit einer gewissen Beschämung die geringe Bereitschaft deutscher Kulturbehörden, die für eine angemessene Ausrichtung solcher Veranstaltungen nach bescheidenem Weltmaßstab erforderlichen Mittel zu bewilligen. Es versteht sich von selbst, daß hiermit nicht etwa hohler Repräsentation oder unverantwortlichem Aufwand das Wort geredet wird; es wird auch nicht verkannt, daß vor allem kleine Länder durch solchen Aufwand ihr kulturpolitisches Prestige zu stärken suchen und daß Zurückhaltung, Sachlichkeit und Konzentration auf die ernste Arbeit in den Vortrags- und Diskussionssälen zu den positiven, auch im ernstzunehmenden Ausland gewürdigten, deutschen Seiten gehören. Trotzdem

muß gesagt werden, daß, vor allem an den deutschen Universitäten mit ihren sehr geringen, durch Stiftungsbesitz kaum je erweiterten Mitteln, die wissenschaftliche internationale Gastfreundschaft in Kongressen, Symposien und Vortrags-einladungen zu selten und daß sie sehr oft auch zu dürftig ist. Die Gründe liegen zunächst einmal, was die Hochschulveranstaltungen betrifft, in der technischen Zuständigkeit der Bundesländer für den Hochschul- und Kulturretat; man kann es ihnen nicht verdenken, daß sie sich für typische Bundesangelegenheiten, wie die Repräsentation der deutschen Wissenschaft vor dem Ausland, weniger verantwortlich fühlen. Ferner mag auch ein mangelndes Gefühl für die große Bedeutung im Spiel sein, die in internationalen Begegnungen der Wissenschaft den Kontakten außerhalb der offiziellen Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen zukommt, und das etwa in den lateinischen Ländern so stark entwickelt ist. Wenn schon ein Staat, der im Ausland als (neu)reich gilt wie die Bundesrepublik, für diesen Sektor einen winzigen Bruchteil der Mittel nicht aufbringt, die er – mit vollem Recht – der Entwicklungshilfe und auch dem Straßenverkehr nicht vor-enthält –, so sollten wenigstens die Veranstalter um solche Imponderabilien besorgter sein wie anziehende Tagungsorte, freundliche hilfsbereite Gastfreundschaft, ein wohlüberlegtes und interessantes Nebenprogramm, das den ausländischen Teilnehmern Kultur, Landschaft und Lebensprobleme der jeweiligen Umwelt in werbender Weise anschaulich macht. Ich bemerke noch, daß diese Sorge im allgemeinen nicht die durch den Bund oder die großen wissenschaftlichen Institutionen des Bundes ausgerichteten internationalen Veranstaltungen betrifft, sondern spezifisch die der deutschen Universitäten.

Endlich muß in aller Kürze gesagt werden, daß die westdeutschen wissenschaftlichen Bücher und Zeitschriften für das Ausland – und wohl nicht nur für dieses – *zu teuer* sind.

Auch wenn die Höflichkeit oder Selbstachtung ausländischer Kollegen es dem deutschen Besucher verschweigt: es ist unverkennbar, daß deshalb auch notwendiges und gewünschtes deutsches wissenschaftliches Schrifttum an den Hochschulen und Instituten des Auslandes oft nicht ausreichend angeschafft werden kann. Da sich an den deutschen Herstellungskosten wahrscheinlich nichts ändern läßt, so könnte man an subventionierte Preise denken, die aus Bundesmitteln eine durchdachte Belieferung ausländischer Institute sicherstellen könnten. Dies gilt nicht nur für Entwicklungsländer, für die wahrscheinlich auch die Versorgung mit wissenschaftlichem und technologischem Schrifttum vorgesehen ist, sondern auch für die anderen Kulturländer, zumal in den zentral- und ost-europäischen Ländern, in denen die Beschaffung deutscher fachwissenschaftlicher Literatur offenbar nur an dem Devisenmangel leidet.

III

Über diese Einzelfragen hinaus wird dem Deutschen, der sich in häufigem Kontakt mit ausländischen Freunden Rechenenschaft gibt über die schwierige und undeutliche Selbstdarstellung unseres Landes vor der Welt, immer wieder eine letzte Schwierigkeit deutlich. Wie der einzelne seiner Umwelt, so kann auch eine Nation der Welt nur schwer ein konstantes deutliches und verlässliches Bild ihrer selbst darbieten, wenn sie die Schwierigkeiten mit ihrer eigenen ›Identität‹ hat. Über

diesen Mangel hilft kein guter Wille, keine Bereitschaft zur Preisgabe eigener Interessen und nicht einmal die sachliche Leistung ganz hinweg. Die traurigen Gründe für die Bedrohung, ja schon für den Verlust der eigenen nationalen Identität sind uns allen geläufig. Deutschland, seit alters sich ethnisch, sprachlich und kulturell als Einheit empfindend und als solche auch von den Nachbarvölkern verstanden und respektiert, ist praktisch erst 1870/71 ein Staat geworden; daß dies, wie damals vielleicht kaum vermeidlich, dann in der Form des nationalen Machtstaates geschah, konnte ihm keine Sympathien bringen; und es ist bekannt, wie sich diese Vorbehalte und diese Isolierung in der wilhelminischen Periode verstärkten. In dieser Zeit traten auch Züge des Nationalcharakters zurück, die die Welt bisher an der deutschen Art geschätzt und geachtet hatte, wie Einfachheit, Bescheidenheit unbestechliche Sachlichkeit und Bereitschaft zum Maßhalten. Sie wurden vielfach zurückgedrängt durch die Großsprecherei und das Auftrumpfen des innerlich Unsicheren, der im Walde pfeift, weil er sich im Dunkeln fürchtet. Unglücklicherweise wurden gerade diese Züge in den Reden und Reisen des letzten Monarchen und im aufstrebenden Welthandel der Weltöffentlichkeit besonders sichtbar. Vollends die moralische Katastrophe des Hitlerregimes hat das deutsche Ansehen auf unübersehbare Zeit fast hoffnungslos geschädigt und die physische Katastrophe von 1945 hat dann auch äußerlich die Kontinuität und Identität des deutschen Selbstverständnisses aufgehoben. Der schärfste äußere Ausdruck dafür ist Deutschlands Spaltung zwischen West und Ost; aber die Krisis des Selbstverständnisses betrifft auch den jungen westdeutschen Staat selbst, dessen äußere Erfolge die verlorene Kontinuität einer 900jährigen nationalen Existenz nicht voll ersetzen können.

Das Problem ist bekanntlich durch die verschiedenen unbewußten Strategien des neudeutschen Bewußtseins nicht gelöst (»bewältigt«) worden: weder durch die totale Verdrängung der jüngsten und dann auch der *älteren* Vergangenheit, für die die großen Aufgaben und auch Leistungen des westdeutschen Wiederaufbaus seit 1948 manchen Vorwand gaben, noch durch ein (in der Öffentlichkeit sich selten artikulierendes) verkraampftes Festhalten am Gestrigen, noch endlich durch die willige Selbstpreisgabe an neue Leitziele, wie den Wohlstand, die europäische Integration, an neue kritische Ideale und Ideologien. Wie der einzelne, so kann sich auch eine Nation nicht aus ihrer Geschichte, ihrer Schuld, ihrer Verantwortung und ihrer spezifischen Aufgabe gleichsam hinausstellen. So ist das heutige Westdeutschland eine ökonomische Großmacht, vielleicht eine der führenden, und wohl auch ein leidlich geordnetes und funktionstüchtiges Gemeinwesen. Aber an Selbstbewußtsein und Geschichtswürde kann es sich auch mit kleineren Nachbarn, wie den Niederländern, Dänemark oder der Schweiz, nicht messen. Denn wie sollte ein Staat sich selbst und seine Kultur vor der Welt darstellen, wenn er sich selbst nicht als fraglos vorgegebene Individualität begreifen kann? Ich sehe hierin die letzte kaum lösbare Frage, die das so verdienstvolle Thema des »Bildes der Bundesrepublik und ihrer Kultur im Ausland« stellt.

THEODOR SCHIEDER

Die deutsche Geschichtswissenschaft hat im allgemeinen wohl in allen ihren Sparten einen internationalen Standard wiedererreicht, nachdem die erste Phase einer inneren Neuorientierung überwunden war. Von großem Einfluß war vor allem die amerikanische Geschichtswissenschaft, zu der auf verschiedenen Wegen, u. a. durch das Institute for Advanced Study in Princeton und ständige Gastprofessuren amerikanischer Historiker, namentlich in Berlin, engere Verbindungen hergestellt wurden. Die Beziehungen zu den Historikern der europäischen Länder waren nicht im gleichen Maße intensiv, wenn auch die bilateralen Historikergespräche, die vor allem das Internationale Schulbuch-Institut in Braunschweig organisierte, wesentlich zu gegenseitigem Kennenlernen und Verstehen beigetragen haben.

Das eigentliche Problem der deutschen Geschichtswissenschaft nach der Übergangsphase und der fast ausschließlichen Beschäftigung mit der Frage nach den Wurzeln des Nationalsozialismus ist die Tatsache, daß die deutschen Historiker vor allem der jüngeren Generation nach dem völligen Zusammenbruch der nationalstaatlichen Tradition noch keinen verbindlichen Orientierungspunkt für ihre Forschungen gefunden haben. Der Themenkreis einer europäischen Geschichte wird nur zögernd aufgegriffen, zu weltgeschichtlichen Themen fehlt noch der unmittelbare Zugang, wie ihn die Amerikaner aus ihrer Weltmachtstellung, die Engländer und Franzosen aus ihren überseeischen Besitzungen und deren Verlust folgern können. Die Flucht in eine rein soziologische Geschichtstheorie und -praxis kann zum großen Teil hieraus erklärt

werden. Die sachlich zutreffende Ablehnung eines ausschließlichen Primats der Außenpolitik wird gleich wieder in einen ebensowenig zutreffenden Primat der Innenpolitik verwandelt. Dies ist, wie mir scheint, die genaue Spiegelung einer Art Flucht aus der großen Politik, wie sie in der Bundesrepublik hier und dort anzutreffen ist.

Trotz dieser inneren Schwierigkeiten hat sich die Stellung der deutschen Geschichtswissenschaft im internationalen Rahmen sehr gefestigt. Bis zu diesem Sommer und dem Internationalen Historikerkongreß in Bukarest im August d. J. ist ein deutscher Historiker, Professor Erdmann aus Kiel, Vorsitzender des Internationalen Komitees der Geschichtswissenschaft gewesen. Er hat den Kongreß in Bukarest mit einer längeren Rede eingeleitet, die zum größten Teil in deutscher Sprache gehalten wurde. Die deutsche Sprache war im übrigen auf dem ganzen Kongreß, wie mir Herr Erdmann und manche anderen Teilnehmer berichteten, neben dem Französischen und Englischen durchaus dominierend. Die Historiker mehrerer Ostblockländer haben sich nur der deutschen Sprache bedient. Man sollte m. E. in der deutschen Wissenschaftspolitik von solchen Tatsachen Kenntnis nehmen und nicht vollständig dem Englischen den Platz überlassen. In allen Ostblockländern wie zum Teil auch in Ostasien ist Deutsch als Wissenschaftssprache durchaus noch nicht von der Bildfläche verschwunden.

HELMUT COING

Bemerkungen zur Lage der Geisteswissenschaften und der Jurisprudenz

I

Die deutschen Geisteswissenschaften hatten in den Jahren der Weimarer Republik einen Höhepunkt; sie genossen damals ein hohes internationales Ansehen. Dies gilt für die Geschichtswissenschaften ebenso wie für die Philologien; ich erinnere insbesondere an die Stellung der klassischen Philologie mit Namen wie Werner Jaeger, Hermann Fränkel und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, oder die romanische Philologie mit Hugo Friedrich und Ernst Robert Curtius. Im Bereich der Kunstgeschichte sei nur an die bahnbrechende Arbeit von Erwin Panofsky erinnert.

Die Geisteswissenschaften haben dann durch die Vertreibung der jüdischen Gelehrten durch die Nationalsozialisten eine sehr große Anzahl ihrer führenden Gelehrten verloren. Diese in die Emigration gezwungenen Gelehrten haben in den Ländern, welche sie aufnahmen, vor allen Dingen in den Vereinigten Staaten, eine außerordentlich fruchtbare Wirkung entfaltet, die auch das Interesse an den von den deutschen Geisteswissenschaften entwickelten Methoden und Fragestellungen erweckt hat. In der Nachkriegszeit hat man – wenn ich recht sehe – noch in den fünfziger Jahren stark aus der Tradition der zwanziger Jahre gearbeitet.

Inzwischen ist aber in vieler Hinsicht ein Wandel eingetreten. Soziologische und sozialpsychologische Betrachtungs-

weisen sowie stärker formal ausgerichtete Methoden, die wohl von der anglo-amerikanischen Wissenschaftsauffassung abhängen, haben einen breiten Raum in Deutschland gewonnen; dabei sind aber die Deutschen eher die Nehmenden als die Gebenden. Ein englischer Gelehrter hat mir vor einigen Jahren gesagt, daß im Gegensatz zu früher das, was heute im Bereich der klassischen Philologie in Deutschland erscheine, für die englische Wissenschaft ohne Interesse sei.

Ich bin allerdings der Meinung, daß die Methoden, welche in den letzten anderthalb Jahrzehnten im Vordergrund standen, im Grunde genommen nur Randbedingungen des geistigen Lebens untersuchen, aber nicht zu dem eigentlichen Kernbereich der Gegenstände der Geisteswissenschaften vordringen können, nämlich dem Geistesleben in den verschiedenen Richtungen des menschlichen Geistes selbst. Es ist daher an der Zeit, eine gewisse Rückbesinnung auf Fragestellungen und Methoden vorzunehmen, welche in der Vergangenheit den deutschen Geisteswissenschaften ihren besonderen Platz gesichert haben, und sorgfältig zu prüfen, wieweit diese früheren Ansätze auch angesichts der mit den neuen Methoden und Fragestellungen erreichten Erkenntnisse weiterhin sinnvoll bleiben. Wenn dies geschieht, könnte auch der besondere Beitrag der deutschen Geisteswissenschaften im internationalen Bereich wieder stärkere Bedeutung gewinnen.

II

In bezug auf die Rechtswissenschaft ist es notwendig, sich zunächst daran zu erinnern, daß das moderne Recht primär national oder, besser gesagt, staatlich gebunden ist. Es gibt

nicht *das Recht*, sondern es gibt französisches, englisches, deutsches Recht usw. Die Wirkung einer nationalen Rechtswissenschaft ins Ausland hinein hängt daher stärker als in anderen Wissenschaften von besonderen Voraussetzungen ab.

Folgende Momente möchte ich hervorheben:

1) Es gibt im Lehr- und Forschungsprogramm der Rechtswissenschaften einige Fächer, die sozusagen von Natur her international sind. Hierher gehören Disziplinen wie das Völkerrecht, die Rechtsphilosophie und in gewissen Grenzen – besonders, soweit das römisch-kanonische Recht in Betracht kommt – auch die Rechtsgeschichte.

2) Die am positiven staatlichen Recht orientierte Rechtswissenschaft, also das Privatrecht, Verwaltungsrecht usw kann übernationale Bedeutung unter zwei Gesichtspunkten erlangen:

- a) wenn sie versteht, die konkreten Probleme des nationalen Rechts mit einer allgemeinen Theorie des betreffenden Rechtsgebiets, etwa des Privatrechts oder des öffentlichen Rechts, zu verbinden;
- b) wenn sie für Probleme, insbesondere Ordnungsprobleme, die mit der jeweils »modernen« ökonomischen und sozialen Entwicklung zusammenhängen, Modell-Lösungen erarbeiten und diese durch rechtsvergleichende Arbeiten auch der ausländischen Jurisprudenz deutlich machen kann.

Die Stellung der deutschen Rechtswissenschaft im internationalen Vergleich beruhte zunächst (am Ende des 19. und zu Beginn dieses Jahrhunderts) darauf, daß sie den Zusammenhang der konkreten Ordnungsprobleme mit einer allgemeinen Rechtstheorie wagte. Dies war die Situation, welche die deut-

sche Pandektenwissenschaft schuf. Diese Betrachtungsweise hatte eine erhebliche Ausstrahlungskraft und fand das Interesse vieler ausländischer Gelehrter, z. B. in Italien, Skandinavien, Frankreich, ja sogar in England.

In unserem Jahrhundert beruht die Stärke der deutschen Rechtswissenschaft und auch ihre internationale Stellung darauf, daß die deutsche Jurisprudenz sehr früh den Gedanken der Rechtsvergleichung aufgegriffen (hier hat auch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft durch die frühzeitige Gründung entsprechender Institute einen wichtigen Beitrag geleistet) und es verstanden hatte, diese neue Methode mit geschichtlicher Betrachtungsweise zu verbinden.

Auch die deutsche Rechtswissenschaft erlitt sehr große Verluste durch die Rassenpolitik der Nationalsozialisten.

Ich möchte nur daran erinnern, daß uns solche Köpfe wie Ernst Rabel und Max Rheinstein verloren gingen. Auch sie haben im Ausland, und wiederum insbesondere in den Vereinigten Staaten, erheblichen Einfluß gewonnen und das Interesse an der deutschen Rechtswissenschaft teils erhalten, teils neu geweckt.

Was die gegenwärtige Situation angeht, so kann man sagen, daß die deutsche Rechtswissenschaft die in den zwanziger Jahren entwickelten Methoden weiter ausgebaut hat. Dies gilt jedenfalls für die Rechtsvergleichung; der Zusammenhang zwischen rechtsdogmatischer Betrachtung und Geschichte dagegen ist leider eher zurückgetreten. Im ganzen hat die deutsche Rechtswissenschaft damit wohl auch ihre internationale Stellung erhalten. Besonders bemerkenswert erscheint mir, daß die japanische Rechtswissenschaft, die unmittelbar nach dem Kriege natürlich stark von der amerikanischen Jurisprudenz beeinflußt worden ist, trotzdem die traditionellen

Verbindungen zur deutschen Rechtswissenschaft wiederaufgenommen hat und pflegt.

Eine gewisse Schwierigkeit bedeutet für die internationale Stellung der deutschen Rechtswissenschaft das Sprachenproblem. Deutsch wird immer weniger verstanden, und so hat sich z. B. das Hamburger Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Privatrecht entschließen müssen, das groß angelegte Werk der »International Encyclopedia of Comparative Law« in englischer Sprache herauszubringen. Es wird notwendig sein, deutschsprachigen Werken englische Kurzfassungen beizufügen oder aber Übersichtsartikel über die in Deutschland erschienene Literatur in englischer Sprache herauszubringen, wie dies in Skandinavien geschieht. Ebenso wichtig ist, daß die durch die Emigranten geschaffene Beziehung zur amerikanischen Rechtswissenschaft nicht in der jetzt zu Worte kommenden Generation abreißt. Gewiß, die amerikanische Rechtswissenschaft ist angesichts der politischen Stellung Amerikas in der Welt sicher die führende. Andererseits hat das deutsche Recht, weil Deutschland selbst ein hochentwickeltes Industrieland ist, Modell-Lösungen anzubieten, die auch für die Amerikaner interessant sein können.

Das Interesse der amerikanischen Rechtswissenschaft an der deutschen aufrechtzuerhalten, ist daher ein wichtiges Problem. Es ist lösbar, wenn die entsprechenden personellen Voraussetzungen durch Austausch von Gelehrten geschaffen werden.

Ein Feld, dem die deutsche Rechtswissenschaft besondere Aufmerksamkeit zuwenden sollte, sind die Beziehungen zu Japan und in Zukunft vielleicht auch zu der Volksrepublik China. Das alte China und Japan hatten im Zuge ihrer Modernisierung in breitem Umfang den Anschluß an die deutsche Rechtswissenschaft gesucht. Es ist wichtig, diese Beziehungen weiter

zu pflegen. Nach meinem Eindruck ist die Bereitschaft in Japan dazu außerordentlich groß; wieweit sich in der Volksrepublik China ein Interesse für die deutsche Rechtsordnung entwickeln kann, hängt natürlich weitgehend von der inneren Entwicklung dieser Großmacht ab.

Im übrigen wird natürlich die internationale Stellung der deutschen Rechtswissenschaft von ihren eigenen Leistungen abhängen; diese werden bestimmen, wieweit sie das jetzt wiedererreichte Ansehen halten kann. Wendet man die eingangs entwickelten Kriterien an, so wird man sagen dürfen, daß die Rechtsvergleichung in Deutschland eine blühende Disziplin ist. Weniger günstig ist die Situation der geschichtlichen Betrachtungsweise, insbesondere die Verknüpfung dieser mit der Bearbeitung von Problemen des geltenden Rechts, die früher einmal eine der Stärken der deutschen Rechtswissenschaft gewesen ist.

MARIA WIMMER

Vor unserer Diskussion in Regensburg über »Das Bild der Bundesrepublik Deutschland und deutscher Kultur im Ausland« habe ich versucht, in einem Gespräch mit einem Herrn des Goethe-Instituts in München mich über die deutsche Kulturarbeit im Ausland zu informieren.

Ich hatte dabei den Eindruck, daß die Kulturveranstaltungen, wie wir sie früher kannten, also Dichterlesungen, Konzerte, Kunstausstellungen, einem erweiterten Kulturbegriff gewichen sind, der auch Fachveranstaltungen, Symposien, z. B. über Stadtplanung, Strafrecht, Frau und Gesellschaft, Verkehrs-

beruhigung, umfaßt. Man sucht die mit dem Gastland gemeinsamen Probleme und deren Lösungen im Gespräch. Auch die Entwicklungsländer sind davon nicht ausgenommen, in Laos z. B. gab es ein Symposium über Stadtplanung, in Algier über Schweißtechnik, im allgemeinen über Recht, Wirtschaft, Technik.

Mein Eindruck ist, daß hier der Begriff Kultur sehr weitgehend dem der Zivilisation gewichen ist. Wie weit man sich des Lehrens der deutschen Sprache annimmt, doch wohl die erste Bedingung für Vermittlung von deutscher Kultur, kann ich nicht beurteilen. Ich hörte nur, daß die DDR den, allerdings ideologisch untermauerten, Sprachunterricht besonders pflegt, dabei wenig moderne Dichtung berücksichtigt, dagegen aber Goethe, Schiller und Beethoven sozusagen für sich proklamiert.

Bedauert wurde, daß seit Dahrendorfs Papier von 1972 über den erweiterten Kulturbegriff nichts mehr von höchster Stelle, also vom Auswärtigen Amt, erschienen sei, kein Konzeptionspapier über Kulturpolitik und ihre Vermittlung im Ausland. Beklagt wurden die finanziellen Kürzungen. Da der größte Teil des Etats für feste Kosten aufgebracht wird, die ja eher steigen als abnehmen, gehen die Kürzungen nur zu Lasten der Veranstaltungen. Zudem sei eine Planung nicht möglich, weil Unklarheit im Haushalt herrsche, man erhalte z. B. für ein Vorhaben den Startschuß, dann aber werde »Stop« verordnet, was das Goethe-Institut unglaublich mache. Plötzlich nicht stattfindende Veranstaltungen hätten große negative Wirkungen gerade in den Entwicklungsländern, die Selbstbestätigung brauchten.

KURT BITTEL

Zu dem hier behandelten Thema kann ich nur einige periphere Bemerkungen beitragen, die auf eigenen Erfahrungen in Ägypten und in der Türkei beruhen, wo ich mich insgesamt mehrere Jahrzehnte beruflich aufgehalten habe und einige Erfahrungen sammeln konnte.

Die Bemühungen der Kulturinstitute, Goethe-Institute, Kulturreferenten und des einen oder anderen wissenschaftlichen Instituts muß man sehr anerkennen. Die Sprachkurse, wie sie von den Goethe-Instituten angeboten werden, sind sehr begehrt, die Mitarbeit von qualifizierten Landeskindern bei deutschen wissenschaftlichen Unternehmungen im Nahen Osten wird überwiegend sehr gesucht.

Gastvorträge von Schriftstellern, von Vertretern der Kunst und Wissenschaft, also von entsandten Kräften, erfreuen sich meist eines großen Zuspruchs. Aber man sollte sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß damit doch nur eine relativ dünne Bevölkerungsschicht der betreffenden Länder erreicht wird, nämlich die, welche ohnehin die »Gebildeten« ausmachen, und daß solche Veranstaltungen meist doch nur von ziemlich rasch vorübergehender Wirkung sind. Die Eindrücke verblassen, und andersartige Angebote von anderer Seite verdrängen sie.

Eine ungleich höhere Wirkung können solche Kräfte erzielen, die auf längere Zeit bestimmte Aufgaben in Ländern des Nahen Ostens übernehmen und die auf diese Weise eine viel größere Möglichkeit haben, sich die Mentalität des betreffenden Volkes zu eigen zu machen und ihre Bemühungen danach auszurichten. Wie mir scheint, ist ein besonders eindrucks-

volles Beispiel dieser Art die Tätigkeit, die deutsche Professoren der Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften, der Kunst und technischer Fächer in der Zeit zwischen 1954 und 1960 (darunter anfänglich viele Emigranten) in der Türkei ausgeübt haben. Sie haben eine ganze Generation junger Türken, nicht nur von Intellektuellen, erzogen, ausgebildet und ihr zu einem erfolgreichen Berufsweg verholfen. Die tiefgreifende Wirkung ist immer noch sehr spürbar. Demgegenüber ist es unverkennbar, daß heute nur wenige bereit sind, sich für längere Zeit in ein fremdes Land zu verdingen und dort ihr Können in einem langfristigen Prozeß der »Entwicklungshilfe« zum Tragen zu bringen. Die Gründe sind bekannt. Ein ganz großer Nachteil – ich beziehe mich immer auf den anfangs erwähnten geographischen Raum – ist es, daß nur ganz wenige unter den Entsandten der Landessprache auch nur in den Anfangsgründen mächtig sind. Man meint heute, wenn schon nicht mit seiner eigenen Sprache, so doch mit Englisch auszukommen. Das mag in manchen Fällen auch genügen, wenigstens für solche, die sich nur kurze Zeit in dem betreffenden Land aufhalten. Aber in allen übrigen Fällen heißt das, mit seinem Partner über ein drittes Idiom zu verkehren, das beiden nicht ursprünglich eigen ist, und außer acht zu lassen, daß der eigentliche Zugang zu einem anderen Menschen und erst recht zu einem fremden Volk die Sprache ist. Allein durch dieses Medium erreicht man den Kern, um nicht zu sagen: die Seele des andern. Es ist aber auch noch einer zweiten Erfahrung Rechnung zu tragen. Die Nationen des Nahen Ostens leiden noch vernehmbar unter den Nachwirkungen der Mandats- und Kapitulationszeit, sie streben nach Ebenbürtigkeit. Wer sich mit und unter ihnen bewegt oder gar mit ihnen lebt, mag noch so geschickt, klug oder

auch gelehrt sein, mit nichts wird er eine so nachhaltige Wirkung erzielen, als wenn er mit den Landeskindern in deren eigener Sprache zu verkehren fähig ist, denn er dokumentiert damit in ihren Augen: ich erkenne euch an.

Einst gab es in Berlin das Orientalische Seminar, weil man damals der Überzeugung war, daß sogar leitende Beamte der deutschen Konsulate in den orientalischen Ländern bis zu einem gewissen Grade Kenntnisse der jeweiligen Landessprache haben sollten. Das hat sich einst bewährt und bezahlt gemacht. In viel höherem Grade müßte das heute für solche gelten, deren Tätigkeit eine noch viel größere Annäherung an ihre, primär fremde, Umwelt zur Voraussetzung hat!

HANS WIMMER

Die deutsche bildende Kunst befindet sich bezüglich ihrer Geltung im Ausland in einer elenden Lage. Und das seit über 100 Jahren, seit der Reichsgründung. Wo ist heute die Stelle, welche nach deutscher Kunst im Ausland verlangt, etwa so, wie man nach Henry Moore verlangt?

In der Tate-Gallery in London befinden sich kein Leibl, kein Marées, kein Menzel, kein Lehmbruck. Von Kokoschka, der 15 Jahre in London gelebt hat, ein kleinformatiges Bild, wohl geschenkt. Kein Adolf von Hildebrand, kein Ernst Barlach. Die Expressionisten Paul Klee, Kandinsky (in seiner Münchener Zeit), Feininger, Macke, Kirchner, Müller usf. sind in keiner englischen Galerie zu finden. Ebenso sind die deutschen Impressionisten Slevogt, Corinth etc. nicht vertreten. Man hat alles nach dem Westen orientiert. Die französischen

Impressionisten beherrschen das Feld: Manet, Monet, Sisley, Bonnard. Kein Deutscher.

In Frankreich, in Italien, in der Schweiz, in England keine deutsche Kunst. Desgleichen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Man hat versucht, Max Beckmann zu exportieren, mußte ihn aber wieder aus Amerika zurückholen: er hat keinen Marktwert. Ein anderer deutscher Künstler kommt schon gar nicht hinaus. Und kommt er doch hinaus wie Beuys zu einer Ausstellung im Guggenheim-Museum, so kauft man ihm nichts ab, man benutzt seine Attraktion.

Die einzige Ausnahme bilden Holland und Belgien: hier ist jeder Deutsche von Bedeutung wenigstens vertreten.

Dagegen gibt es kein noch so kleines Museum in Deutschland, in dem nicht ein Moore vertreten wäre. Nicht selten wird der gesamte Jahresetat dafür aufgewendet. Ebenso steht es mit Picasso. Hierzulande werden die deutschen Expressionisten wenigstens noch aufgehängt. Leihgaben! nicht angekauft! Purrmann, Heckel, Macke.

Aber – wo bleiben die Zeitgenossen?

Furtwängler hat einmal gesagt: es gibt zweierlei Musik – eine, die besprochen wird, und eine, die musiziert wird. So scheint es mit der gesamten Produktion deutscher Provenienz zu sein. In der Literatur, der Musik, der bildenden Kunst. Wo man hinblickt, lauter Ausländer am Theater (Cocteau, Beckett, Anouilh). Nur Goethe wird von den Engländern und Franzosen aufgeführt. In Amerika ist der Hesse-Kult der Blumenkinder schon wieder vergangen, doch gibt es Brecht. In Italien: kein Deutscher. In Frankreich: allein Ernst Jünger. In England: Hans Carossa.

Seit neuestem gibt es in New York eine deutsche Expressionisten-Ausstellung im Guggenheim-Museum für vier Wochen.

Aber auch hier kein Ankauf, keine Dauerrepräsentation. Und keine deutschen Künstler der Gegenwart.
Ein trauriges Bild.

ROLF GUTBROD

I

Das Bild der Bundesrepublik Deutschland im Ausland wird bestimmt:

- 1) durch Medien und Zeitschriften, leider vorwiegend negativ (Beispiel: Spiegel-Interview mit dem saudi-arabischen Kronprinzen Fahd oder die Titelseiten der meisten Illustrierten). Sie zeigen nicht das wahre Gesicht des Betreffenden. Ausnahme: »Die Zeit«, deren Leserkreis im Ausland aber beschränkt ist (Vorschlag: Verteilung durch Botschaften und Goethe-Institute).
- 2) durch die Berichte der »Gast«-arbeiter, leider oft negativ.
- 3) weltweit durch Geschäftsverbindungen, – noch – im wesentlichen positiv. Klagen über Nachlassen der Qualität der Waren, die Zuverlässigkeit nach Absprachen nimmt aber zu.
- 4) – bedauerlicherweise unterschätzt – durch das Studium von ausländischen Studierenden bei uns (Beispiele u. a. Türkei, Ägypten, China). Es ist mir unverständlich, daß aus kurz-sichtigen innerdeutschen Überlegungen die Zulassung ausländischer Studenten eingeschränkt werden soll! Die Arbeit

der Humboldt-Stiftung kann nicht hoch genug gerühmt werden.

- 5) durch die Wirkung der Wissenschaften und Künste (wobei ich mich auf die letzteren beschränke): Musik, Ballett, Oper und – trotz der Sprachbarriere – auch Schauspiel und Literatur haben einen guten Ruf und stützen – noch – das Gerücht vom Volk der Dichter und Denker. Die bildende Kunst hat gut aufgeholt (Ausstellungserfolge in Paris und London), in der Architektur haben wir die Führungsposition verloren.

II

Könnte das Bild der Bundesrepublik Deutschland beeinflußt werden und wie?

- 1) Der Aufgabenkreis der Auslandsvertretungen hat sich m. E. im Zeitalter der verbesserten Nachrichtenverbindungen und des Luftverkehrs (Blitzreisen der leitenden Staatsmänner) wesentlich geändert, ohne daß die Struktur unserer Vertretungen dieser Veränderung angepaßt wurde. Es gibt zwar in verstärktem Maße Wirtschaftsabteilungen; sie führen aber nach meiner Beobachtung eher ein Eigenleben, sind auch dem Alltag verhaftet. Dagegen können bei höherer Wertung von Wissenschaft und Künsten die persönlich oft ausgezeichneten Verbindungen zu bedeutenden Persönlichkeiten genutzt werden, um ein vorteilhafteres Bild der Bundesrepublik Deutschland zu verbreiten. Notwendig: mehr Interesse, bessere Information, mehr Publicity.

- 2) Aus meinem engeren Arbeitsgebiet eine, wie mir scheint, wichtige Einzelheit: die Bauten der Bundesrepublik im Ausland könnten als sichtbarer Ausdruck deutscher Kultur angesehen werden.

Sicher ist es notwendig, Normen und Größenordnungen festzulegen. Aber muß das *Parlament* dabei die qm fest-schreiben?

Nach meiner Erfahrung wird dadurch die Anpassung an das zur Verfügung gestellte Grundstück *und* an die allgemeinen Verhältnisse im Gastland erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht.

Sicher hatte beim Bau der Botschaft in Wien in den 60er Jahren dieser Platz nicht mehr die frühere Bedeutung, aber das Grundstück der sogenannten Bismarckschen Botschaft zwischen britischer Botschaft im Westen und der Sowjet-Botschaft im Osten wäre eine Verpflichtung gewesen. Sicher ist die deutsche Botschaft in Saudi-Arabien in Klasse 3, II richtig eingestuft. Nach meiner Überzeugung sind aber die sich danach ergebenden Raumgrößen (z. Z. läuft ein Bauwettbewerb) für Saudi-Arabien ungenügend und werden von den großzügig und weiträumig denkenden und führenden Saudis sicher nicht verstanden.

BILDTEIL



Öffentliche Sitzung am 3. Juni 1980
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität
in Bonn

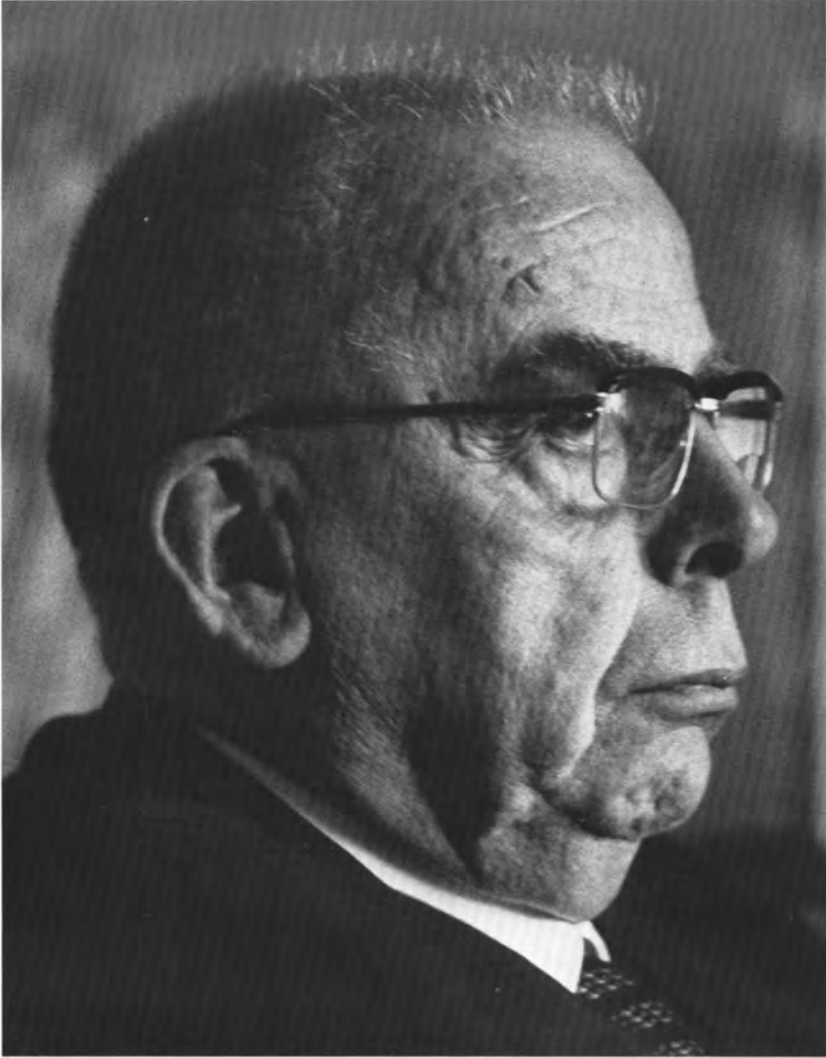
Von links nach rechts (Erste Reihe linke Seite):

Sir Hans Krebs, Kurt Bittel, Andreas Alföldi, Bürgermeister Jürgen Endemann,
Prof. Dr. Hans-Jacob Krümmel, Staatssekretär Dr. Siegfried Fröhlich, Frau Krümmel,
Bundespräsident Prof. Dr. Karl Carstens

Zweite Reihe: Hansjochem Autrum, B. L. van der Waerden, C. F. Frhr. von Weizsäcker,
Sir Ronald Syme, Theodor Eschenburg

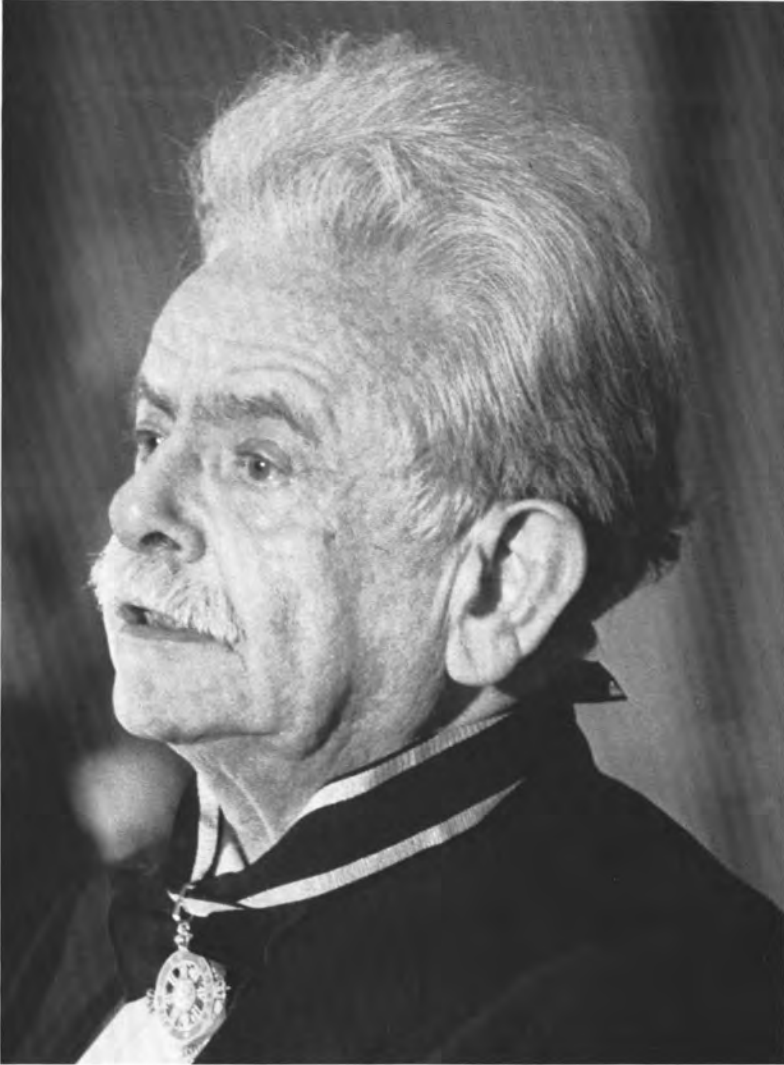
Erste Reihe (rechte Seite): Sir Ernst Gombrich, Hans-Georg Gadamer, Elias Canetti,
Rolf Gutbrod, Fritz Schalk (verdeckt), Theodor Schieder, Rudolf Hillebrecht, Walter Rossow

Zweite Reihe: Franz Wieacker, Hans Wimmer, F. A. von Hayek,
Gerd Meyer-Schwickerath, Maria Wimmer, Helmut Coing



Öffentliche Sitzung am 3. Juni 1980
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn

Übergabe des Ordenszeichens an Fritz Schalk

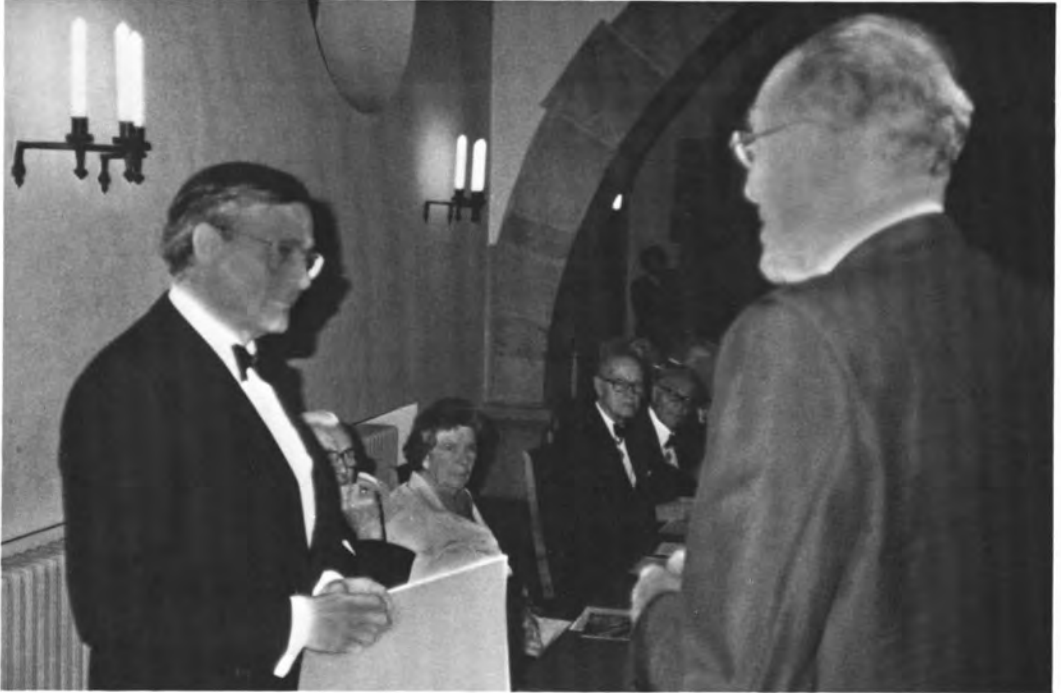


Öffentliche Sitzung am 3. Juni 1980
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn

Übergabe des Ordenszeichens an Elias Canetti



Überreichung der Urkunde über die Mitgliedschaft
im Orden an Wolfgang Paul
bei der internen Ordenstagung in Regensburg
am 28. September 1980



Überreichung der Urkunde über die Mitgliedschaft
im Orden an Werner Reichardt
bei der internen Ordenstagung in Regensburg
am 28. September 1980



Überreichung der Urkunde über die Mitgliedschaft
im Orden an Leopold Reidemeister
bei der internen Ordenstagung in Regensburg
am 28. September 1980

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

DEUTSCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl
Stand: 31. Dezember 1980*

KARL VON FRISCH IN MÜNCHEN 1970: Altmitglied	ZOOLOGE
GERHARD MARCKS IN KÖLN 1972: Altmitglied	BILDHAUER
CARL ORFF IN DIESSEN AM AMMERSEE	KOMPONIST
CARL FRIEDRICH FRHR. V. WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER UND PHILOSOPH
ADOLF BUTENANDT IN MÜNCHEN	BIOCHEMIKER
CARL LUDWIG SIEGEL IN GÖTTINGEN 1972: Altmitglied	MATHEMATIKER
RUDOLF HILLEBRECHT IN HANNOVER 1971: Erster Vizekanzler des Ordens	ARCHITEKT UND STÄDTEPLANER
HANS WIMMER IN MÜNCHEN	BILDHAUER
KURT BITTEL IN HEIDENHEIM 1971–1. 10. 1979: Kanzler des Ordens Ab 1. 10. 1979: Dritter Vizekanzler Ab 5. 9. 1980: Zweiter Vizekanzler	ARCHÄOLOGE
THEODOR ESCHENBURG IN TÜBINGEN	POLITOLOGE
KURT MOTHES IN HALLE A. D. SAALE	PFLANZENPHYSIOLOGE
FRANZ WIEACKER IN GÖTTINGEN	RECHTSHISTORIKER

KARL RAHNER IN MÜNCHEN	THEOLOGE
HANS-GEORG GADAMER IN HEIDELBERG- ZIEGELHAUSEN	PHILOSOPH
ROLF GUTBROD IN STUTTGART	ARCHITEKT
THEODOR SCHIEDER IN KÖLN	HISTORIKER
WALTER ROSSOW IN BERLIN	GARTENARCHITEKT UND LANDSCHAFTSPLANER
HELMUT COING IN FRANKFURT	RECHTSGELEHRTER
MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
GOLO MANN IN ZÜRICH	HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER
MARIA WIMMER IN MÜNCHEN	SCHAUSPIELERIN
GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG	KOMPONIST
PETER HUCHEL IN STAUFEN/BR.	SCHRIFTSTELLER
HEINZ MAIER-LEIBNITZ IN MÜNCHEN	PHYSIKER
Ab 1. 10. 1979: Kanzler des Ordens	
HANSJOCHEM AUTRUM IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
BRUNO SNELL IN HAMBURG	KLASSISCHER PHILOLOGE
GERD MEYER-SCHWICKERATH IN ESSEN-BREDENEY	OPHTHALMOLOGE
WOLFGANG PAUL IN BONN	PHYSIKER
WERNER REICHARDT IN TÜBINGEN	BIOLOGE
LEOPOLD REIDEMEISTER IN BERLIN	KUNSTHISTORIKER

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 31. Dezember 1980

CHARLES HUGGINS IN CHICAGO, USA	MEDIZINER
ANDRÉ JEAN FESTUGIÈRE IN PARIS, FRANKREICH	RELIGIONSWISSEN- SCHAFTLER
ANDRÉ GRABAR IN PARIS, FRANKREICH	KUNSTHISTORIKER
EMIL STAIGER IN ZÜRICH, SCHWEIZ	LITERATURHISTORIKER
LORD ALEXANDER TODD IN CAMBRIDGE, ENGLAND	CHEMIKER
HIDEKI YUKAWA IN KYOTO, JAPAN	PHYSIKER
STEPHAN KUTTNER IN BERKELEY, USA	KANONIST UND RECHTSHISTORIKER
KONRAD LORENZ IN ALTENBERG, ÖSTERREICH	ZOOLOGE
ALBIN LESKY IN WIEN, ÖSTERREICH	KLASSISCHER PHILOLOGE
ANDREAS ALFÖLDI IN PRINCETON, USA	ALTHISTORIKER
SIR HANS ADOLF KREBS IN IFFLEY, OXFORD, ENGLAND	BIOCHEMIKER
HENRY MOORE IN MUCH HADHAM, ENGLAND	BILDHAUER
RAYMOND ARON IN PARIS, FRANKREICH	SOZIOLOGE
BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MATHEMATIKER

FRITZ LIPMANN IN NEW YORK, USA	BIOCHEMIKER
SIR RONALD SYME IN OXFORD, ENGLAND	ALTHISTORIKER
PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN	ARCHITEKT
GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA	HISTORIKER UND DIPLOMAT
SIR ERNST GOMBRICH IN LONDON, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
HANS HARTUNG IN PARIS, FRANKREICH	MALER
FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK (ENGLAND) IN FREIBURG I. BR.	NATIONALÖKONOM
VICTOR FRIEDRICH WEISSKOPF IN CAMBRIDGE, USA	PHYSIKER
FELIX BLOCH IN PALO ALTO, USA	PHYSIKER
ELIAS CANETTI IN ZÜRICH, SCHWEIZ	SCHRIFTSTELLER
SIR KARL POPPER IN PENN, ENGLAND	WISSENSCHAFTS- THEORETIKER

Im Jahre 1980 sind verstorben:

OSKAR KOKOSCHKA	22. Februar
FRANÇOIS-LOUIS GANSHOF	26. Juli
MARINO MARINI	6. August
WOLFGANG GENTNER	4. September
FRITZ SCHALK	20. September

BILDNACHWEIS

Bernhard Karlgren: Unbekannt	17
Richard Ettinghausen: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1	27
Feodor Lynen: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1	37
Walther Gerlach: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1	45
Oskar Kokoschka: Deny Moon, London W 9, 40 Warwick Avenue	57
Ordenstagung in Bonn: Camillo Fischer, 5300 Bonn 1, Schumannstraße 42	175
Übergabe des Ordenszeichens an Fritz Schalk: Privatfoto Prof. Gutbrod	176
Übergabe des Ordenszeichens an Elias Canetti: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1	177
Überreichung der Urkunde an Wolfgang Paul: Privatfoto Prof. Gutbrod	178
Überreichung der Urkunde an Werner Reichardt: Privatfoto Prof. Gutbrod	179
Überreichung der Urkunde an Leopold Reidemeister: Privatfoto Prof. Gutbrod	180

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1980

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Heinz Maier-Leibnitz	7
Bernhard Karlgren. Gedenkworte von Andreas Alföldi	19
Richard Ettinghausen. Gedenkworte von Kurt Bittel	29
Feodor Lynen. Gedenkworte von Sir Hans Adolf Krebs	39
Walther Gerlach. Gedenkworte von Wolfgang Gentner	47
Oskar Kokoschka. Gedenkworte von Sir Ernst Gombrich	59
Hans-Georg Gadamer: Lob der Theorie	65
Übergabe des Ordenszeichens an Elias Canetti	95
Übergabe des Ordenszeichens an Fritz Schalk	98

Anhang

Aus der Chronik des Ordens 1980	103
1. Zuwahlen	104
2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder	
Elias Canetti	105
Fritz Schalk	105
3. Tagungsberichte	
Ordenstagung in Bonn	107
Zwischentagung in Regensburg	112

4. Das Bild der Bundesrepublik Deutschland und deutscher Kultur im Ausland. Ausführungen von Ordensmitgliedern bei der internen Tagung in Regensburg	117
Victor F. Weisskopf 119 – Charles Huggins 122 – Friedrich August von Hayek 125 – Sir Hans Adolf Krebs 125 – George F. Kennan 128 – Carl Friedrich von Weizsäcker 132 – Wolfgang Paul 140 – Heinz Maier-Leibnitz 143 – Sir Ronald Syme 143 – Emil Staiger 144 – Franz Wieacker 145 – Theodor Schieder 156 – Helmut Coing 158 – Maria Wimmer 163 – Kurt Bittel 165 – Hans Wimmer 167 – Rolf Gutbrod 169	
5. Bildteil	
Ordenstagung in Bonn	175
Übergabe des Ordenszeichens an Fritz Schalk	176
Übergabe des Ordenszeichens an Elias Canetti	177
Überreichung der Urkunde an Wolfgang Paul	178
Überreichung der Urkunde an Werner Reichardt	179
Überreichung der Urkunde an Leopold Reidemeister	180
Mitglieder des Ordens (Stand: 31. 12. 1980)	181
Bildnachweis	187

© 1981 · Verlag Lambert Schneider GmbH · Heidelberg
Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher
Genehmigung des Verlages. Printed in Germany. Gesamtherstellung:
C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

ISSN 0473-145 X

